

Max Weber
Stiftung

.....

Weltweit vor Ort



Sprache

Istanbul · Beirut · Delhi ·

London · Paris · Warschau

Dieses Heft steht im Zeichen der Sprache, denn sie ist eines der faszinierendsten Phänomene, das die Menschheit hervorgebracht hat. Von den Grundlagen der Kommunikation bis hin zu komplexen linguistischen Strukturen – Sprache ist ein Spiegelbild unserer menschlichen Kultur und Evolution. Dabei prägen die Sprachen, die wir sprechen, unsere Perspektiven auf die Welt. Sprache kann Mittel der Abgrenzung, aber auch verbindendes Element sein. Und nicht selten verhilft sie uns, eine Brücke zu neuen Sichtweisen zu schlagen.

Eine solche Brückenfunktion nehmen auch die elf Auslandsinstitute der Max Weber Stiftung zwischen dem Gastland und Deutschland ein: Die Beschäftigten an den Instituten arbeiten in engem Austausch mit den Kolleg*innen vor Ort und treiben als multipolares Netzwerk die Internationalisierung der Geistes- und Sozialwissenschaften voran. Nicht selten wird dabei in bis zu drei Sprachen kommuniziert, wie Carolin Krahn vom Deutschen Historischen Institut (DHI) in Rom zu berichten weiß.

In den Langbeiträgen dieses Magazins blicken wir unter anderem auf das Jahresthema des DFK Paris, das sich mit dem Sichtbaren und dem Sagbaren befasst. Pascale Siegrist vom DHI London stellt uns ihre Forschung zu Sprachschöpfenden im 20. Jahrhundert vor und Miloš Rezník, Direktor des DHI Warschau, diskutiert die Frage: Bedeutet eine Sprache gleich eine Nationalität?

Wir wünschen eine anregende Lektüre. „Amuziĝu legante!“, würde man auf Esperanto sagen.

Carla Schmidt,
Referentin für Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Max Weber Stiftung



1 · Deutsches Forum für
Kunstgeschichte Paris
SEITE 9 · 18

3 · Deutsches Historisches
Institut Moskau
SEITE 10

5 · Deutsches Historisches
Institut Rom mit Transnationaler
MWS-Forschungsgruppe
SEITE 4 · 13

7 · Deutsches Historisches
Institut Washington mit Pacific
Office an der UC Berkeley
SEITE 15 · 58

9 · Max Weber Forum für
Südasiastudien Delhi
SEITE 16 · 17 · 38

12 · China Branch
Office Peking

2 · Deutsches Historisches
Institut London
SEITE 11 · 30

4 · Deutsches Historisches
Institut Paris
SEITE 9 · 10 · 26 · 36

6 · Deutsches Historisches
Institut Warschau mit Außen-
stellen in Prag und Vilnius
und mit Transnationaler MWS-
Forschungsgruppe
SEITE 12 · 13 · 46

8 · Deutsches Institut für
Japanstudien Tokyo mit MWS-
Forschungsgruppe Singapur
SEITE 14 · 15 · 54

10 · Orient-Institut Beirut
mit Außenstelle in Kairo
SEITE 16 · 17 · 38

13 · Geschäftsstelle
SEITE 8 · 14 · 52

11 · Orient-Institut Istanbul
SEITE 16 · 37 · 38 · 44

Schwerpunkt „Sprache“

Die Sprache ist Teil des Arguments

DFK Paris · 18

Die Welt im Kopf: Sprachschöpfende im 20. Jahrhundert

DHI London · 30

Gemeinsame Methoden in einem vernetzten Raum

OI Istanbul · OI Beirut · MWF Delhi · 38

Sprache und Nationalität

DHI Warschau · 46

Aktuelles · 04

Neues · 08

Im Gespräch · 26

Perspektive · 36

Was macht eigentlich · 44

Rückblick · 52

Lesetipp · 56

Lieblingsorte · 58

Impressum · 60



Globale Perspektiven, lokale Sprachen: Zur Bedeutung von Mehrsprachigkeit in der Max Weber Stiftung

INTERVIEW · CARLA SCHMIDT

Die Max Weber Stiftung (MWS) unterhält elf wissenschaftlich autonome Institute in Gastländern auf der ganzen Welt. Die Muttersprache von zahlreichen Mitarbeitenden an den Instituten ist Deutsch, sie publizieren unter anderem in der vorherrschenden Wissenschaftssprache Englisch und kommunizieren in der jeweiligen Landessprache mit der Fachöffentlichkeit vor Ort. Diese sprachliche Vielfalt kann bereichernd sein, bietet aber auch viele Herausforderungen. Wir haben mit Carolin Krahn, Wissenschaftliche Mitarbeiterin für Musikgeschichte am Deutschen Historischen Institut (DHI) in Rom, über die Kultivierung von Mehrsprachigkeit, interkulturelle Kompetenzen und die Globalisierung der Wissenschaften gesprochen.

Mit Instituten an elf Standorten weltweit und einer Geschäftsstelle in Deutschland muss das Thema Sprache bei Konferenzen, Publikationen und in der Kommunikation der MWS immer mitgedacht werden. Welchen Einfluss hat das auf den wissenschaftlichen Diskurs innerhalb der Stiftung und darüber hinaus?

Die Auslandsinstitute agieren neben der Kommunikation auf Deutsch und Englisch in den meisten Fällen mündlich und schriftlich mit unterschiedlichen weiteren Sprachen (u. a. Italienisch, Französisch, Türkisch, Japanisch, Polnisch, Chinesisch, Arabisch). Diese Arbeitssprachen der Gastländer sind in vielen Fällen entscheidend, um an die Fachgemeinschaften vor Ort heranzukommen, tiefergehend am (inter)nationalen wissenschaftlichen Diskurs zu partizipieren und als wissenschaftliche Institution in Erscheinung zu treten. All dies gilt es dann umgekehrt auch wieder in die Arbeit auf Stiftungsebene hineinzutragen und dementsprechend zu vermitteln. Die Institute sind mitunter in stark divergierenden Wissenschaftstraditionen zu Gast, mit denen sie auch über die lokale Sprache in Berührung kommen, und die dann je nach Zielpublikum inner- oder außerhalb der Max Weber Stiftung übersetzt werden müssen. Die binationale und internationale Brückenfunktion der Institute kann also nach innen wie außen erst dann ihre wissenschaftlichen Aufgaben vollumfänglich entfalten, wenn das Personal der MWS – ob wissenschaftlich, administrativ oder im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit – die entsprechenden linguistischen und damit verbundenen interkulturellen Kompetenzen in Bezug auf die Gastländer besitzt und stetig weiterentwickelt, da Sprachen und Kulturen immer in Bewegung bleiben. Diese Umstände bergen zahlreiche praktische Konsequenzen für den wissenschaftlichen Diskurs innerhalb der Stiftung, denn sobald man sich stiftungsintern bewegt, kann man die Sprache der Gastländer abgesehen vom am weitesten verbreiteten Englischen (und dies im Übrigen nicht überall auf gleichem Niveau) nicht mehr voraussetzen.

Gibt es Besonderheiten in Bezug auf die Wissenschaftssprache in den Geisteswissenschaften im Vergleich zu anderen Disziplinen?

Sprache ist sowohl das grundlegende Arbeitsinstrument als auch die zentrale Denkform der sogenannten Geisteswissenschaften. Man liest, denkt und schreibt in Hinblick auf seinen wissenschaftlichen Gegenstand und versucht, die hinter den Worten stehenden Begriffe

und Phänomene in der Welt möglichst präzise mittels Verbalsprache zu durchdringen und in unterschiedlichen Fachkreisen und darüber hinaus zu kommunizieren. Der Gegenstand kann sich dabei zudem jenseits der eigenen Muttersprache bewegen, was entsprechende Fremdsprachenkompetenzen erfordert – nicht nur in den Philologien, wo dies ohnehin gilt. Hinzu kommt die internationale Fachliteratur, bei Fächern wie Musikwissenschaft noch das Beherrschen des Mediums Musik. Man muss beispielsweise Noten lesen und harmonische Regeln verstehen können (nicht unähnlich der Mathematik); darauf reflektiert man dann in weiteren Zusammenhängen wieder mit Worten, man ist also im Grunde permanent in mindestens zwei Medien (Musik und Sprache) unterwegs. In den Naturwissenschaften bzw. in den Disziplinen, die primär mit Messungen und Zahlen operieren, sind die Voraussetzungen andere. Natürlich hält auch ein Mathematiker oder Chemiker Vorträge, die er über verschiedene Sprachen an sein Publikum vermittelt, doch denkt und abstrahiert er seine Gedanken zunächst einmal mittels Zahlen oder Formeln, nicht in erster Linie durch Worte.

Wie beeinflusst die Wahl der Sprache das Verständnis und die Interpretation von Texten in den Geisteswissenschaften?

Es macht zum Beispiel einen grundlegenden Unterschied, ob ich mich mit Texten in meiner Muttersprache oder in einer Fremdsprache auseinandersetze, auch bei sehr verfeinerten Sprachkenntnissen. In der Muttersprache sind einem bedeutungsvolle, jedoch oft in winzigen Details liegende Nuancen vertraut, die sich in einer Fremdsprache nicht ohne Weiteres im gleichen Ausmaß erschließen. Eine Sprache zu beherrschen verlangt eben wesentlich mehr als einen möglichst reichen Wortschatz in grammatisch korrekten Satzkonstruktionen einzufügen und dies situativ treffsicher einzusetzen. Denn in einer Sprache schwingen ganze Kulturräume und soziale Umstände mit, die Ausdrucksweisen prägen und ein Gespür für kommunikative Register verlangen. Dies gilt umso mehr, wenn es sich um ‚komplizierte‘ Textarten, z.B. hochartifizielle Lyrik statt Prosa, beziehungsweise um regionale Spezifika oder historisch weiter zurückreichende Quellen handelt, die mitunter mehrere Jahrhunderte alt sind und neben historisch-linguistischen Kompetenzen eine hohe Sensibilität für die kulturellen Kontexte und literarischen Traditionen verlangen, in denen bestimmte Texte verankert sind. Geht man bei der Auseinandersetzung mit Quellen nur von der Gegenwart oder seiner Herkunftskultur

aus, bleiben meist wesentliche Bedeutungsschichten verborgen; oder man hält Formulierungen für außergewöhnlich, die dies eigentlich gar nicht sind. Insofern markiert also die Wahl der Sprache den Grad an Alterität zwischen Text und Interpret. Diese relative Nähe zum Gegenstand ist im besten Fall Erkenntnis fördernd und bleibt eine der permanenten Herausforderungen von geisteswissenschaftlicher Arbeit.

Sprache ist sowohl das grundlegende Arbeitsinstrument als auch die zentrale Denkform der sogenannten Geisteswissenschaften. Man liest, denkt und schreibt in Hinblick auf seinen wissenschaftlichen Gegenstand [...].

Wie können die Auslandsinstitute der MWS dazu beitragen, dass Mehrsprachigkeit als Kompetenz in der Wissenschaft anerkannt wird?

Indem die Auslandsinstitute sich nicht nur auf das Deutsche und/oder Englische beschränken und ihre verschiedenen Arbeitssprachen in unterschiedlichen kommunikativen Kontexten mündlich und schriftlich kultivieren und im Sinne der Professionalisierung die entsprechenden Ressourcen bereitstellen. Mehrsprachigkeit macht immer Arbeit, und selbstverständlich geht das mit einem Mehraufwand in Form von Personal, Geld und Zeit einher. Etwa, wenn wissenschaftliche Manuskripte in drei verschiedenen Publikationssprachen eingereicht werden können und ein dementsprechendes Lektorat auf muttersprachlichem Niveau erfordern. Auch wenn an den Auslandsinsti-

tuten oder aus ihnen heraus andernorts Vorträge jenseits der Muttersprache gehalten werden, bedarf es in den meisten Fällen einer Extrainvestition in Form von Zeit und Geld für Übersetzungen oder Korrektur. Dies stärkt am Ende auch die Sichtbarkeit und die Beziehungen der Institute zu ihren Gastländern. Allerdings ist gerade in Zeiten der zunehmenden Globalisierung der Wissenschaften bei überwiegend befristeten Arbeitsverträgen, oftmals in unterschiedlichen Ländern, bei hohem Publikationsdruck und Drittmittelfinanzierung die Verlockung groß, sich primär auf das Englische zu konzentrieren, weil dies am weitesten verbreitet ist, das größte Publikum erschließt und im kommunikativen Alltagsgeschäft am schnellsten geht. Außerdem kann man nicht voraussetzen, dass das Personal alle Arbeitssprachen gleichermaßen beherrscht (was natürlich auch für das Englische gilt). Und natürlich steht die Frage im Raum, inwiefern Personen mit befristeten Verträgen, die sich mitten in der Qualifikationsphase befinden und aus anderen Arbeitssprachen an die Auslandsinstitute der Max Weber Stiftung kommen, zügig in die Lage versetzt werden können, sich trotzdem der Herausforderung von Mehrsprachigkeit zu stellen. Umgekehrt gilt es, etwa im Rahmen von Stellenbesetzungen anzuerkennen, welchen Mehraufwand und welche Erfahrung es bedeutet, wenn sich jemand in mehreren Wissenschaftsräumen und -kulturen zugleich bewegt, in mehreren Sprachen Vorträge hält und veröffentlicht. In die Kultivierung von Mehrsprachigkeit zu investieren und diese auch zu honorieren ist also in Hinblick auf die weitere Entwicklung der Wissenschaften ein grundlegender Schritt.

Welche Veränderungen nehmen Sie in Bezug auf Wissenschaftssprache wahr? Zeichnen sich in den vergangenen Jahren bestimmte Entwicklungen ab?

Die immer weiter ausufernde Dominanz des Englischen, nicht nur in Hinblick auf Publikationen, sondern auch, was im Doktoranden- und vor allem im Postdoc-Bereich oftmals existenzsichernde Forschungsanträge betrifft, ist schon signifikant. Der Sprachwissenschaftler Jürgen Trabant hat die Bedeutung des Englischen in seinem Plädoyer für die Mehrsprachigkeit prägnant mit der Wortschöpfung „Globalesisch“ auf den Punkt gebracht. Gemeint ist damit das Englische als globale lingua franca der Moderne, was auch mit einem Durchdringen unseres Denkens durch das Englische einhergeht. Die überall verbreiteten Anglizismen (z.B. das Wort „Academia“) sind nur das augenfälligste Beispiel dafür. Hier geht es um mehr als den schnellen Aus-

tausch mit einem internationalen Publikum, denn die zunehmend einseitige Konzentration auf eine Sprache anstatt der Kultivierung von Mehrsprachigkeit besitzt nicht unerhebliche Implikationen. Nicht zuletzt gehen mit den Sprachen ein Stück weit auch bestimmte Wissenschaftskulturen einher. Wer heutzutage in Studium, Promotions- oder Postdoc-Phase einen Auslandsaufenthalt im anglophonen Wissenschaftsraum absolviert, der lernt neben der längst unabdingbaren Professionalisierung der englischen Sprache auch gleich noch die englischen bzw. US-amerikanischen Wissenschaftssysteme kennen, die sich grundlegend von der Tradition europäischer Universitäten unterscheiden und an denen man sich inzwischen weltweit immer stärker orientiert. Als Wissenschaftler stehen Sie jedenfalls immer vor der Entscheidung: Publizieren Sie auf Englisch und erreichen damit das größte Publikum im englischsprachigen Raum und darüber hinaus, was aufgrund der größeren Reichweite potenziell schneller ihre Rezeption steigert und darum karriereförderlich ist, oder bewegen Sie sich in einer anderen Sprache, die Ihnen im Zweifelsfall sogar mehr Arbeit macht und ein kleineres Publikum jenseits des englischsprachigen Raumes beschert? Je nachdem, wo die Prioritäten liegen, geht das alles mit Vor- und Nachteilen einher. Die Entscheidung für oder gegen eine Wissenschaftssprache erscheint insofern als Weichenstellung, die deutlich über Fragen der sprachlichen Übersetzung hinausreicht.



Carolin Krahn wurde 2023 in Italien habilitiert und arbeitet derzeit am Deutschen Historischen Institut in Rom über Musik und Nationsbildung in Italien 1861–1943. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf transnationalen Fragen der europäischen, vor allem deutsch-italienischen Musikgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts, auf dem politischen Umgang mit Kultur bzw. Musik, der kulturhistorischen Image-Bildung sowie der Musikhistoriographie und Publizistik seit der französischen Revolution. Ende 2023 erscheint der von ihr kuratierte Themenschwerpunkt „Italien: Image und Klischees in der internationalen Musik- und Mediengeschichte der Nachkriegszeit“ im De Gruyter Wissenschaftsverlag.

Ein vielstimmiger Gesang – europäische Sprachen und die Herausforderungen des Globalen

Wie steht es um die Mehrsprachigkeit in Europa und welche Herausforderungen bringt sie mit sich? Wie können wir im Bewusstsein der Geschichte der europäischen Sprachen damit umgehen? Diese Fragen diskutierten die renommierten Experten für Sprachwissenschaft und Sprachpolitik in Europa, Christian Lequesne und Jürgen Trabant, Anfang des Jahres im Rahmen einer gemeinsamen Veranstaltung des DHI Rom und des Goethe-Instituts in Rom. Organisiert und moderiert wurde das Forum von dem Historiker Antonio Carbone und der Musikwissenschaftlerin Carolin Krahn.

MWS · VERANSTALTUNG



Am 5. Oktober 2023 fand die GiD-Podiumsdiskussion „Was ist Wahrheit?“ in Hamburg statt. Die Veranstaltung aus der Reihe „Geisteswissenschaft im Dialog“ (GiD) ist eine Kooperation der Akademie der Wissenschaften in Hamburg, der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften sowie der Max Weber Stiftung. Unter der Moderation von Stephanie Rohde diskutierten DFK-Direktor Peter Geimer, Klimaforscher Mojib Latif und Neurowissenschaftlerin Maren Urner über die verschiedenen Facetten des Begriffs „Wahrheit“ und darüber, wie die Vermittlung von Wissenschaft in einer immer komplexer werdenden Welt einer Fragmentierung des Begriffs entgegenwirken kann.

WEITERE INFORMATIONEN UND EINE AUFZEICHNUNG DER VERANSTALTUNG UNTER:
[GID.HYPOTHESES.ORG/4326](https://gid.hypotheses.org/4326)

MWS · FORSCHUNGSINFRASTRUKTUR

Als Vermittler von Wissenschaftsservices und nationaler Kontaktpunkt für die Forschungsinfrastruktur OPERAS stellte die MWS im Rahmen verschiedener Infrastrukturprojekte neu und weiter entwickelte Dienste für Serviceanbieter und Forschende vor: So wurde auf einem Workshop in Bonn am 20. Juni 2023 VERA präsentiert, ein leistungsstarkes Werkzeug für die Konzeptionierung und Durchführung insbesondere von Bürgerforschung (Citizen Science). Im Rahmen des NFDI-Konsortiums Text+ fand am 4. September in Bonn ein Workshop für die technische Einbettung des Discovery-Services GoTriple bei deutschen Infrastrukturanbietern statt. Am 5. September lud die MWS zur Abschlussveranstaltung des Projekts OPERAS-GER ein. Unter dem Stichwort „Connecting the Connections“ wurden Fragen zur Wissenschaftskommunikation im deutschen und europäischen Kontext, zum Open-Access-Publizieren und zur Mehrsprachigkeit in der Wissenschaft diskutiert.

MWS · FORSCHUNG

Die „MWS News“ sind ein neues Newsletter-Format der Geschäftsstelle und richten sich an alle, die an Wissenschaft und den Themen der Max Weber Stiftung interessiert sind. Alle drei Monate informiert der Newsletter über Neuigkeiten aus der Stiftung, gibt Impulse zu spannenden Forschungsthemen oder berichtet über Veranstaltungen, Ausschreibungen, neue Podcasts und Publikationen.

ANMELDUNG UNTER
[MAXWEBERSTIFTUNG.DE/NEWSLETTER](https://maxweberstiftung.de/newsletter).



↖ Maren Urner, Mojib Latif, Stephanie Rohde und Peter Geimer (v.l.n.r.) bei der GiD-Podiumsdiskussion in Hamburg

DHI PARIS · FORSCHUNG

Die Transkription von handschriftlichen Quellen ist häufig mühsam, vor allem wenn es um schwer lesbare Handschriften und um große Textmengen geht. Beim Entziffern kann lernende Software helfen. Wie man diese anwendet und was bei Bildbeschaffung, Texterkennung und Ausgabeformaten zu beachten ist, war Gegenstand der Veranstaltung „Von der historischen Quelle zum Volltext: Praxis-Workshop zur Anwendung automatisierter Schrifterkennung (ATR)“ am DHI Paris vom 7.–8. September 2023. Rund 25 Geisteswissenschaftler*innen aus Deutschland, Frankreich und der Schweiz lernten die wesentlichen Schritte der computergestützten ATR.

DIE ÜBUNGSEINHEITEN WERDEN NUN ZU VIDEOTUTORIALS AUSGEARBEITET UND AUF DEM BLOG [HTTPS://HARMONISEATR.HYPOTHESES.ORG/](https://harmoniseatr.hypotheses.org/) VERÖFFENTLICHT.

DFK PARIS · VERANSTALTUNG

Anlässlich der Ausstellung „Le bégaiement de l'histoire“ des deutschen Künstlers Thomas Demand im Pariser Jeu de Paume organisierte das DFK gemeinsam mit dem Museum die Veranstaltungsreihe „Speak, Memory“. Den Abschluss bildete am 23. Mai ein Gespräch zwischen Thomas Demand, Peter Geimer und dem Schriftsteller und Filmemacher Alexander Kluge. Kluge, der als Heranwachsender die Bombardierung von Halberstadt erlebte, hat sich in seinen Filmen und Essays immer wieder mit den Möglichkeiten und Grenzen historischer Erinnerung auseinandergesetzt. Demand thematisiert in seinen Fotoarbeiten die Verwandlung historischer Ereignisse in zirkulierende Bilder. Im Zentrum des Gesprächs stand die besondere Rolle der künstlerischen Einbildungskraft als Korrektiv zur Sprache der Fakten.

➤ Alexander Kluge

→ Von links nach rechts: Thomas Gaegtens (Gründungsdirektor des DFK), Léa Kuhn (stellvertr. Direktorin), Peter Geimer (Direktor) und Anne-Marie Descôtes.



DFK PARIS · BESUCHE

Am 30. Juni war Anne-Marie Descôtes, Generalsekretärin im französischen Außenministerium und von 2017 bis 2020 französische Botschafterin in Deutschland, zu Besuch am Deutschen Forum für Kunstgeschichte. Im Gespräch mit den Mitarbeitenden informierte sie sich über die aktuellen Forschungsaktivitäten und Publikationen des Forums, seine Stipendienprogramme und die Arbeit der Bibliothek. Ihr Interesse für die Aktivitäten des DFK geht auch auf ihr Studium der Germanistik und Kunstgeschichte an der Freien Universität Berlin zurück. Als besonderes Anliegen zur Intensivierung des deutsch-französischen Austauschs nannte Anne-Marie Descôtes die Verbesserung der wechselseitigen Sprachkompetenz.





DHI PARIS · VERANSTALTUNG

Was macht ein „Ende“ als historische Kategorie aus und wie wurden Zeitenwenden von Zeitgenoss*innen wahrgenommen oder gar vorausgesagt? Dieser Frage ging die Tagung „Das Ende in der Geschichte. Epoche, Frieden, Fortschritt“ nach, die anlässlich der Verabschiedung von Thomas Maissen als Direktor des DHI Paris vom 5. bis 7. Juli stattfand. In einem epochen- und disziplinenübergreifenden Programm diskutierten die Teilnehmenden sowohl einschneidende historische Ereignisse als auch methodische und theoretische Ansätze zum Umgang mit dem Ende in der Geschichte. Dabei wurden epochen- und kulturvergleichende Perspektiven eröffnet, die nicht zuletzt auf aktuelle öffentliche Debatten Bezug nahmen.

DHI MOSKAU · PUBLIKATIONEN

Der Sammelband „Russia's North Pacific: Centers and Peripheries“, herausgegeben von Benjamin Beuerle, Sandra Dahlke und Andreas Renner (Universitätsverlag Heidelberg), ist im Juni 2023 erschienen. Es ist der erste Band der Buchreihe „Russia and the Asia-Pacific“ und ein Ergebnis des laufenden Forschungs- und Vernetzungsprojekts „Russlands Nordpazifik“ des DHI Moskau und des Lehrstuhls für Russland-/Asienwissenschaften der LMU München. Basierend auf den Beiträgen eines Workshops am DHI Moskau werden in den zwölf Kapiteln des Buches fast anderthalb Jahrhunderte der Interaktionen zwischen Russland und seinen nordpazifischen Nachbarn behandelt. Gegliedert in vier Themenbereiche – Umwelt und Ressourcen; Migration und Transfer; Repräsentationen und Normen; Spannungen und Konflikte – zeichnet das Buch ein komplexes Bild von Imperialismus und Globalisierung im Russischen Fernen Osten.

↑ Thomas Maissen, Patricia Oster-Stierle und Karl-Heinz Stierle am DHI Paris anlässlich der Tagung „Das Ende in der Geschichte. Epoche, Frieden, Fortschritt“.

DHI MOSKAU · FORSCHUNGSINFRASTRUKTUR

Im September 2023 hat das neue Georgien-Büro der Max Weber Stiftung in Tbilisi seine Tätigkeit aufgenommen. Die Leitung übernimmt Andreas Hilger. Die zukünftigen Stipendienprogramme richten sich zunächst an Angehörige deutscher, georgischer, aber auch armenischer und azerbajdzanischer Einrichtungen. Im Verbund der Einrichtungen der Stiftung wird das Büro seine inhaltlichen Schwerpunkte auf die Geschichte der deutsch-georgischen und deutsch-kaukasischen Beziehungen, auf die internationale und transnationale Geschichte der Schwarzmeerregion und auf die Geschichte der Kaukasusregion zwischen den bzw. als Peripherie der großen Imperien legen. Damit versteht es sich zugleich als integraler Bestandteil eines neuen Netzwerks der MWS, das in der Region aufgebaut wird.

DHI LONDON · AUSZEICHNUNG

Der vom Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands ausgeschrieben und mit 6.000 Euro dotierte Carl Erdmann Preis für herausragende Habilitationen wurde in diesem Jahr an Felix Römer verliehen. Bis 2019 forschte er am DHI London zur Wissensgeschichte der ökonomischen Ungleichheit in Großbritannien und der Welt seit 1945. Seine Habilitation erschien im November unter dem Titel „Inequality Knowledge. The Making of the Numbers about the Gap between Rich and Poor in Contemporary Britain“ in den Veröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts London (De Gruyter). Auch die Habilitation von Felix Brahm, der bis 2021 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut tätig war, zum Waffenhandel zwischen Europa und Ostafrika (1850–1919) wurde mit der Nennung auf einer Shortlist hervorgehoben.

DHI LONDON · VERANSTALTUNG

Im Juli 2023 jährte sich der gemeinsame Sommerkurs des Historischen Seminars der Ludwig-Maximilians-Universität (LMU) München und des DHI London zum 20. Mal. Thema der diesjährigen Veranstaltung war „Großbritannien, das britische Empire und Migration“. Im Fokus standen dabei britische und imperiale Zu- und Abwanderung ausgehend vom 19. Jahrhundert bis hin zur Gegenwart. 20 Studierende aus Deutschland, unter ihnen zehn von der LMU, wurden vier Tage lang von Marjory Harper (Professor of History, University of Aberdeen) und Gurminder K. Bhambra (Professor of Postcolonial and Decolonial Studies in International Relations, University of Sussex), zwei exzellenten Expertinnen auf diesem Gebiet, unterrichtet.

DHI LONDON · PERSONEN

In den vergangenen Monaten haben fünf neue Mitarbeitende ihre Arbeit am DHI London aufgenommen. Im Juni 2023 übernahm Julian Triandafyllou eine neue Position als Rezeptionist und administrativer Assistent. Anfang Juli trat Marielle Sutherland als Übersetzerin und Lektorin die Nachfolge von Angela Davies an, die nach über 40 Jahren am DHI London in den Ruhestand verabschiedet wurde. Ebenfalls im Juli übernahm Matthias Ammon die Leitung der Bibliothek. Seit September forscht Clemens Villinger als neuer wissenschaftlicher Mitarbeiter für Modern History am Institut und Mia Hellmich verstärkt als administrative Assistentin das Verwaltungsteam.



DHI WARSCHAU · VERANSTALTUNG

Die Ausstellung „Bericht aus der belagerten Stadt Tschernihiw“ mit Fotos von Valentyn Bobyr und Vladyslav Savenok wurde im Rahmen des Projekts „Forschungsperspektive Ukraine“ vorbereitet und von dem Stipendiaten Volodymyr Pylypenko initiiert. Das Stipendienprogramm fördert seit April 2022 ukrainische Forschende, die ihrer Arbeit in ihrem Heimatland nicht mehr nachgehen können. Die Ausstellung wurde in Zusammenarbeit mit der Warschauer Wirtschaftshochschule SGH organisiert, zum Kuratorteam gehörten Kinga Wołoszyn-Kowanda und Beata Jurkowicz vom DHI Warschau. Bis Mitte Juni 2023 waren die Bilder im Zentrum für französische Kultur und frankophone Studien der Universität Warschau zu sehen. Ab Januar 2024 wird die Ausstellung in Polnischem Institut in Leipzig gezeigt.

DHI WARSCHAU · VERANSTALTUNG

Das 30-jährige Jubiläum des DHI Warschau wurde am 21. Juni im Karnicki-Palais begangen. Am Nachmittag der wissenschaftlichen Festveranstaltung diskutierten Wissenschaftler*innen des Hauses mit polnischen und internationalen Gästen. Den Abendvortrag „Emotionale Ökonomien in den deutsch-polnischen Beziehungen nach dem Zweiten Weltkrieg“ hielt MWS-Präsidentin Ute Frevert. Zu den Gästen zählten neben Kolleg*innen aus wissenschaftlichen Partnerinstitutionen, ehemaligen Mitarbeitenden sowie den Kolleg*innen der DHI-Außenstellen in Prag und Vilnius natürlich auch die Stipendiat*innen aus dem Programm für geflüchtete ukrainische Wissenschaftler*innen, das ebenfalls am DHI Warschau angesiedelt ist. Weitere Veranstaltungen zum Jubiläumsjahr, wie eine Filmreihe und eine Buchpremiere, folgen in der zweiten Jahreshälfte.



↪ Ausstellung „Bericht aus der belagerten Stadt Tschernihiw“ im Rahmen des am DHI Warschau laufenden Projekts „Forschungsperspektive Ukraine“

↑ Direktor Miloš Řezník beim Jubiläum des DHI Warschau. Er leitet das Institut seit 2014.

DHI ROM · VERANSTALTUNG

Deutsche Filmklassiker wie „Westfront 1918“ oder „Spur der Steine“ – präsentiert für ein römisches Publikum. Sie werden eingeleitet und kommentiert von Expert*innen, die sie als historische Quelle in den Kontext des jeweiligen Zeitabschnitts einordnen. Zwischen dem 13. Oktober 2023 und dem 19. Januar 2024 werden in Rom im Rahmen der Reihe „Film-palast Deutschland“ sieben Filme in deutscher Originalsprache mit italienischen Untertiteln gezeigt, die Diskussion findet auf Italienisch statt. Veranstalter sind das Deutsche Historische Institut Rom, das Istituto Italiano di Studi Germanici, das Goethe-Institut Rom und das Museum Casa di Goethe. Die Vorführungen „wandern“ zwischen den beteiligten Einrichtungen, der Eintritt ist frei.

DHI ROM · VERANSTALTUNG

Nach knapp 200 Jahren kam das einst sehr erfolgreiche Werk „Gli Arabi nelle Gallie“ des italienischen Opernkomponisten Giovanni Pacini erstmals wieder zur Aufführung. Premiere war am 22. Juli 2023 im Rahmen des Belcanto Opera Festivals „Rossini in Wildbad“. Eine Vorpremiere des Stücks gab es bereits am 2. Juli 2023 in Krakau beim Royal Opera Festival. Für die Herstellung des Aufführungsmaterials bildete die von Giuseppina Mascari herausgegebene Notenedition in der Reihe „Concentus musicus“ (Veröffentlichungen der Musikgeschichtlichen Abteilung des Deutschen Historischen Instituts in Rom 17) die Grundlage.

↗ Aufführung der Oper „Gli Arabi nelle Gallie“, 2. Juli 2023, Krakau, Royal Opera Festival.

DHI WARSCHAU · VERANSTALTUNG

Vom 8. bis 11. Oktober fand die internationale Konferenz „Beethoven and His Music in Nazi-Occupied European Countries“ am DHI Warschau statt. Forschende verschiedener europäischer Länder gingen der Frage nach, warum Beethovens Musik nicht nur in offiziellen Propaganda- und Militärveranstaltungen zelebriert wurde, sondern auch beim privaten, geheimen oder widerständigen Musizieren und unter erzwungenen Umständen in Konzentrationslagern erklang. Dass Beethovens Nimbus in der Lage war, die diametral entgegengesetzten ideologischen Ansichten der deutschen Besatzer und der unterdrückten Nationen anzusprechen, gilt als bemerkenswertes und einzigartiges Phänomen in der Musik- und Zeitgeschichtsforschung. Michael Custodis vom Institut für Musikwissenschaft der Universität Münster leitet das Projekt, Hauptkooperationspartner sind u. a. das Beethoven-Haus Bonn sowie die Deutschen Historischen Institute in Paris, Rom und Warschau.





DIJ TOKYO · BESUCHE

Eine Delegation der Max Weber Stiftung unter der Leitung von DIJ-Direktor Franz Waldenberger und MWS-Präsidentin Ute Frevert wurde im Mai von der Gouverneurin der Präfektur Tokyo, Yuriko Koike, empfangen. Im Austausch präsentierte Gouverneurin Koike ihre Ideen zur Bewältigung der Herausforderungen, vor denen Tokyo, Japan und Deutschland gleichermaßen stehen, wie demografischer Wandel, Migration, Klimawandel und Geschlechtergerechtigkeit. Ausgehend von ihrer eigenen Erfahrung als Auslandsstudentin betonte Koike auch die besondere Bedeutung des internationalen akademischen Austauschs, der durch Organisationen wie die Max Weber Stiftung ermöglicht wird.

BILDERFAHRZEUGE · FORSCHUNG

Mit der Vortragsreihe Border Regimes ging die zweite Laufzeit des internationalen Forschungsverbundes Bilderfahrzeuge plangemäß zu Ende. 2013 wurde er von Andreas Beyer (Basel), Horst Bredekamp (Berlin), Uwe Fleckner (Hamburg) und Gerhard Wolf (Florenz) mit dem damaligen Direktor des Warburg Institute, Peter Mack, begründet und mit dessen Nachfolger, David Freedberg, fortgesetzt. 2017 übernahm Bill Sherman das Institut und unterstützte als Direktor maßgeblich die Warburg-Forschung. Von 2014 bis 2023 arbeiteten insgesamt 29 internationale Forscher*innen jeweils fünf Jahre an den verschiedenen Standorten mit London als Zentrum. Zum Abschluss hob Bill Sherman den nachhaltigen Einfluss hervor, den der Forschungsverbund auf das Institut und den deutsch-britischen Wissenschaftsaustausch hatte. Auch nach dem offiziellen Ende werden die Bilderfahrzeuge in den angestoßenen Dialogen langfristig prägend und präsent sein.

↑ Gouverneurin Koike im Gespräch mit Mitgliedern der MWS-Delegation.

BILDERFAHRZEUGE · VERANSTALTUNG

Die Vortragsreihe „Border Regimes“ des Forschungsverbunds Bilderfahrzeuge am Warburg Institute, London, wurde im Mai und Juni abgeschlossen. Margit Kern (Hamburg) untersuchte den Umgang mit faschistischer Architektur bis in die Gegenwart. Susanne Leeb (Lüneburg) diskutierte die künstlerische Kritik von kolonialen Beständen in Museen. Thomas DaCosta Kaufmann (Princeton) zeichnete die Entwicklung der Ansätze globaler Kunstgeschichte seit den Anfängen Warburgs bis in die digitale Gegenwart nach. Was die Kooperation zwischen dem Verbund Bilderfahrzeuge und dem Warburg Institute verband, zeigten auch diese Vorträge: die produktive Verknüpfung von Methodenreflexionen und aktuellen Forschungsthemen.

DHI WASHINGTON · PERSONEN

Das DHI Washington freut sich über eine Reihe an Berufungen: Sören Urbansky, 2018–2020 Fellow in Washington und ab 2020 Büroleiter in Berkeley, wurde auf eine Professur in Bochum berufen. Nino Vallen, seit 2022 Research Fellow in Berkeley, wurde auf eine Professur an der Universität Nijmegen berufen. Seit August 2023 ist Jana Schmidt, Visiting Fellow Alumna, Assistant Professor am Bard College. Rebekka Grossmann, frühere Tandem-Fellow in Berkeley, trat eine Professur an der Uni Leiden an, Joshua Donovan, ebenfalls Alumnus des Tandem Programms in Berkeley, wird Visiting Professor am Boston College.



↑ Uwe Lübken im Rahmen der Spring Lecture Series in Washington.

➤ Hybrides DIJ Forum mit Sprecher Thomas Wilkins (rechts) und Moderator David M. Malitz (links).

DHI WASHINGTON · VERANSTALTUNG

„Moving Out of Harm's Way: Contemporary and Historical Perspectives on Climate-related Mobilities“ war der Titel der diesjährigen Spring Lecture Series des DHI Washington, die erstmalig an beiden Standorten – in Washington und Berkeley – stattfand und hybrid auch ein digitales Publikum begrüßte. Uwe Lübken (LMU München) und Sam White (University of Helsinki) trugen in Washington vor. In Berkeley sprachen Amanda Carrico (University of Colorado, Boulder) und Heidi Amin-Hong (University of California, Santa Barbara). Organisiert wurde die Reihe von Casey Sutcliffe und Nino Vallen.



DIJ TOKYO · FORSCHUNG

Durch den zunehmenden Wettbewerb verschiedener Staaten im indopazifischen Raum werden strategische Rivalitäten auch verstärkt in Südostasien ausgetragen. Japan versucht, seine wirtschaftlichen und sicherheitspolitischen Interessen in der Region vor allem durch strategische Partnerschaften mit ASEAN und deren Mitgliedstaaten zu stärken. Im DIJ Forum „Japan's Strategic Partnerships and Great Power Competition in South East Asia“ stellte DIJ-Gastwissenschaftler Thomas Wilkins (University of Sydney) die Ziele und Aktivitäten dieser Partnerschaften vor und erklärte, wie Japan versucht, den Wettbewerb zwischen den Großmächten in Südostasien zu beeinflussen. Takashi Terada, Professor für Internationale Beziehungen an der Doshisha Universität (Kyoto), betonte in seinem Kommentar u. a. die Probleme, die sich für Japans „strategische Partnerschaften“ durch die Heterogenität des ASEAN-Bündnisses ergeben.

DETAILS: DIJ.TOKYO/GREATPOWER



OI BEIRUT · PERSONEN

Jens Hanssen hat am 1. Juli 2023 die Leitung des Orient-Instituts Beirut übernommen. Er wurde 2001 an der Oxford University mit einer Arbeit über die Geschichte Beiruts promoviert. Nach einem Fellowship der Fritz Thyssen Stiftung ging er nach Toronto, wo er seit 2002 Nahostgeschichte unterrichtet hat. Von 1997 bis 1999 war er Stipendiat am OI Beirut und der American University of Beirut. Seine Forschungsschwerpunkte sind mediterrane Stadtgeschichte; das spätosmanische Reich; arabische Ideen-, Theorie- und Begriffsgeschichte, sowie die Verflechtungen deutscher, jüdischer und palästinensischer Geschichte. Für den doppelten Rückkehrer bedeutet „Weltweit vor Ort“, Deutschland von außen umzudenken.

→ Mehrsprachiges Schild aus Kumkapi, Istanbul (Tavasiçeşmesi Sokağı, 19. Februar 2023)

OI ISTANBUL · VERANSTALTUNG

Die verantwortliche Referentin für den Forschungsschwerpunkt sprachwissenschaftliche Turkologie am OI Istanbul, Ruth Bartholomä, organisiert vom 30. November bis 2. Dezember gemeinsam mit Christoph Schroeder (Universität Potsdam) und Bülent Bilmez (İstanbul Bilgi Üniversitesi & Istanbul Stadtverwaltung) einen sprachwissenschaftlichen Workshop mit dem Titel „Linguistic Landscape of Istanbul: Possibilities and Prospects“. Die „Linguistic Landscape“-Forschung beschäftigt sich mit Repräsentationen von Sprache im öffentlichen Raum, etwa in Form von Straßen- und Ladenschildern, Werbetafeln oder auch Graffiti. Der Workshop dient sowohl der Vorstellung der Arbeiten der Teilnehmenden als auch einem intensiven Austausch, da es zwar eine Reihe von Projekten zu Istanbul gibt, diese aber bisher kaum untereinander vernetzt sind.



OI ISTANBUL · FORSCHUNG

Traugott Fuchs war ein deutscher Literaturprofessor, Philologe und Maler in Istanbul. Als Flüchtling aus NS-Deutschland im türkischen Exil trug er maßgeblich zum Aufbau der Lehre in deutscher Sprache an den Istanbul Universitäten bei. Traugott Fuchs schuf etwa 250 Gemälde, zehntausend Zeichnungen, 400 Gedichte, zahlreiche philologische Texte und Übersetzungen und erhielt und schrieb mehr als zehntausend Briefe. Dieser Nachlass wird – nach jahrelanger Odyssee – zukünftig im OI Istanbul sein Zuhause finden und ab Ende 2023 der wissenschaftlichen Erforschung zugänglich gemacht. Das facettenreiche Leben und Wirken Traugott Fuchs soll durch einen von Richard Wittmann (OI Istanbul) in Zusammenarbeit mit dem Filmemacher Dirk Schäfer 2023 produzierten Dokumentarfilm überdies auch einer breiteren Öffentlichkeit ins Bewusstsein gebracht werden.

MWF DELHI · PERSONEN

Mit Christian Strümpell wird der Aufbau der Schwerpunktbereiche am MWF Delhi abgeschlossen. Er hat langjährige ethnologische Forschungserfahrung in Indien und Bangladesh und wird sich am MWF vermehrt der Frage der Wissensproduktion und -zirkulation in industriellen Kontexten widmen. Christian Strümpell komplettiert das Team in den Bereichen Bildung und Lernen, Ökonomie und Wissen sowie Wissensproduktion und -zirkulation, die von nun an mit jeweils zwei Wissenschaftler*innen besetzt sind.

OI BEIRUT · VERANSTALTUNG

Mitte Juni diskutierten am OI Beirut ein Schriftsteller, ein Bergsteiger und eine Bergsteigerin mit Wissenschaftler*innen über Geschichte und Symbolik des Alpinismus. Bernhard Viel fragte nach dem ersten Bergsteiger der Geschichte. Antwort: Der Prophet Mose. Die Mystik dieses Gipfelerlebnisses wich später einer rationalen Erschließung der Bergwelt. Sportliche Spitzenleistungen rückten in den Vordergrund. Nazir Sabir aus Pakistan berichtete anschaulich, welche Hindernisse auf dem Weg zum K2 lauern. Wer Joyce Azzam zuhörte, die als erste Libanesin die sieben höchsten Gipfel auf allen Kontinenten erklimmte, konnte erfahren: Leute, die es ganz nach oben geschafft haben, helfen damit anderen. Bei der Völkerbindung oder der Motivation der heranwachsenden Generation gilt: Nur der Himmel ist eine Grenze.

MWF DELHI · VERANSTALTUNG

Subaltern Studies am MWF Delhi. Seit Januar 2023 vergibt das MWF Distinguished Research Fellowships, darunter als Teil der ersten Fellow-Kohorte an Saurabh Dube (Colegio de Mexico). Als eminenter Vertreter der Subaltern Studies-Schule wird Dube sich am MWF im Oktober 2023 und März 2024 mit zwei Konferenzen in diesem Bereich einbringen. Unter dem Titel „Subalterns, Histories, Subjects, Disciplines“ diskutieren herausragende Wissenschaftler*innen aus Nordamerika, Europa und Asien in Delhi Entwicklungen und Neuorientierungen innerhalb eines der wichtigsten Paradigmen der geistes- und sozialwissenschaftlichen Forschung des globalen Südens.



ICAS:MP · PUBLIKATIONEN

„Claiming the People's Past: Populist Politics of History in the Twenty-first Century“ erscheint in der Reihe ‘Metamorphoses of the Political: Multidisciplinary Approaches’ von ICAS:MP – Cambridge University Press. Das von Berber Bevernage (Gent) et al. herausgegebene Buch bietet den ersten globalen und systematischen Überblick über populistische Geschichtspolitik im 21. Jahrhundert. Der Band konzentriert sich auf die Instrumentalisierung von Geschichtsschreibung und Erinnerung durch populistische Bewegungen, etwa deren Verhältnis zu Zeit, Nationalismus, Emotionen, akademischer Expertise und deren Deutungen des „moralischen Gedächtnisses“. Die Autoren betrachten sowohl Links- als auch Rechtspopulismus sowie oppositionellen Populismus und Populisten an der Macht. Das Buch ist eine empirisch reiche und konzeptionell innovative Analyse der populistischen historischen Vernunft.

↑ Vorstellung des Buches „Properties of Rent: Community, Capital and Politics in Globalising Delhi“ von Sushmita Pati beim letzten ICAS:MP Book Launch.

Die Sprache ist Teil des Arguments

TEXT · CARMELA THIELE

Das Jahresthema des Deutschen Forums für Kunstgeschichte (DFK) in Paris lautet „Das Sichtbare und das Sagbare“. Der Titel spielt auf das sich gegenseitig bedingende Verhältnis von Bild und Text an. Vor diesem Hintergrund forschen sieben Stipendiatinnen und Stipendiaten an unterschiedlichen Themen. Eine Kunsthistorikerin, die hebräische und arabische Inschriften in europäischer Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts kontextualisiert, trifft auf einen Fotografie-Experten, der die Idee der Fotografie als universale Sprache kritisch aufarbeitet. Ein Treffen mit Sarah Flitti, Guillaume Blanc-Marianne und Peter Geimer, Direktor des Instituts.



→ Rogier van der Weyden, Maria Magdalena, Detail des Braque Triptychons, um 1450, Musée du Louvre, Paris.

Das Gebäude des Deutschen Forums für Kunstgeschichte (DFK) liegt zwischen der Opéra Garnier und dem Louvre im Zentrum von Paris – unweit der Bibliothèque Nationale. Zwar verfügt auch das Deutsche Forum für Kunstgeschichte über eine gut sortierte Bibliothek, doch handelt es sich hauptsächlich um deutsche Titel. Die Stipendiatinnen und Stipendiaten haben Arbeitsplätze in einem gemeinsamen Workspace. „Neben unseren Arbeitstreffen und Konferenzen passiert vieles auch spontan. Man begegnet sich auf dem Gang, kommt ins Gespräch und häufig ergibt sich daraus eine Idee für eine zukünftige Veranstaltung“, sagt Peter Geimer, der Direktor des Instituts. Oftmals sitzen Gäste mit am Konferenztisch wie unlängst die Berliner Philosophin Sybille Krämer.

Auch der Preisträger des Internationalen Forschungspreises der Max Weber Stiftung 2015 Georges Didi-Hubermann gehört zum Team. Der Kunsthistoriker leitet gemeinsam mit Peter Geimer das auf zwei Jahre angelegte Projekt „Das Sichtbare und das Sagbare“, das nur ein Programm von vielen des DFK Paris darstellt. „Die Bild-Text-Beziehung beschäftigt uns alle. Die Diskussionen helfen uns, das eigene Thema besser zu strukturieren. Wir schaffen hier etwas Besonderes.“, sagt Guillaume Blanc-Marianne. Sarah Flitti ergänzt: „Ich war sehr in die Schriftwissenschaften abgetaucht. Die Teilnahme am Programm des DFK hat die Richtung meiner Doktorarbeit verändert.“

Unterschied zwischen Natur- und Geisteswissenschaften
In den Naturwissenschaften gebe es meist stärkere Vorgaben durch die Projektleitung, etwa die Wahl eines bestimmten Experiments, sagt Peter Geimer. „In den Geisteswissenschaften ist das anders. Ich würde niemals das Thema einer Doktorarbeit vorgeben. Dass die Stipendiaten ihre Fragestellung eigenständig finden, ist ein Teil ihrer Leistung. Das funktioniert in unserer Gruppe sehr gut. Alle verfügen über eine eigenständige Position, und doch erarbeiten wir Leitgedanken und Begriffe, die für uns alle zentral sind.“ Eine der Stipendiatinnen, Anna Siebold, zeige in ihrer Arbeit, dass die aktuelle Orientierung vieler Geisteswissenschaftler an den Methoden der Naturwissenschaften – Erhebung großer Datenmengen, digitale Methoden, Statistik – auch das Schreiben und Publizieren verändere. Der Kunsthistoriker gibt zu bedenken, dass der Trend zur Empirie zentrale Kompetenzen der Geisteswissenschaften außer Acht lasse. „Das Ideal der Messbarkeit des Wissens verträgt sich nur schlecht mit der in den Geisteswissenschaften etablierten Sprachkultur“, sagt Peter Geimer. „Für Geisteswissenschaftler ist die Sprache nicht Mittel zum Zweck, sondern zentraler Bestandteil ihres Argumentierens.“



„Für Geisteswissenschaftler ist die Sprache nicht Mittel zum Zweck, sondern zentraler Bestandteil ihres Argumentierens.“

Peter Geimer

↑ Bernardo Bermejo, Der Tod Mariae, 1460–1462, Staatliche Gemäldegalerie Berlin.

→ Johan Maelwael, Madonna mit den Schmetterlingen, 1410, Staatliche Gemäldegalerie Berlin.



„Fotografie soll bei völlig unterschiedlichen Lebensweisen als gemeinsamer Wert funktionieren. Wie soll das gehen?“

Guillaume Blanc-Marianne

Wie kommen hebräische Inschriften in christliche Bilder? In der Kunstgeschichte ist die Sprache nicht nur ein zentrales Werkzeug, sondern manchmal auch Gegenstand der wissenschaftlichen Arbeit. Sarah Flitti forscht über hebräische und arabische Schriftzeichen in der europäischen Malerei des 14. und 15. Jahrhunderts. Fachleute aus dem Bereich der sogenannten Pseudo-Inschriften würden sich meist für hebräisch oder arabisch entscheiden, erklärt die Promovendin. „Ich untersuche beide Schriften und vergleiche ihre Anwendung in Gemälden.“ Sogenannte pseudo-kufische Inschriften haben oft einen ornamentalen Charakter.

Sarah Flitti hat sich tief in die Paläographik, die Erforschung von Handschriften, und die Epigraphik, die Inschriftenkunde, eingearbeitet. Sie begreift sich gleichwohl als Kunsthistorikerin. Doch mehr als für die Bedeutung oder die Malweise des Andachtsbildes interessiert sie sich für Details – etwa die weiß auf weiß gemalte Inschrift auf der Haube der Maria Magdalena in einem Gemälde des flämischen Malers Rogier van der Weyden. Das Frauenbildnis ist Teil des Triptychons der Familie Braque, das im Louvre aufbewahrt wird. „Erwin Panofsky hat die Inschrift als pseudo-kufisch, also arabisch beschrieben. Es handelt sich aber um hebräische Schriftzeichen“, erklärt Sarah Flitti. Kufisch bezeichne eine rechtwinklige arabische Schrift. „Ich habe mich gefragt, wie Panofsky ein solcher Fehler unterlaufen konnte. Dann habe ich realisiert, dass er damals mit Reproduktionen gearbeitet hat, die solche Details nicht wiedergaben. In der islamischen Kunst werden häufig pseudo-kufische Inschriften verwendet. Pseudo meint, dass es sich um eine unleserliche Schrift handelt. Das waren damals übliche dekorative Formen.“

Für die Kunsthistorikerin spiegelt sich im Gebrauch solcher Inschriften ein Verweis auf den Ursprung des Christentums: den Nahen Osten, Jerusalem. In „Der Tod Mariae“ von Bartolomé Bermejo, ein Werk aus der Staatlichen Gemäldesammlung Berlin, ist der rote, von der Decke hängende Baldachin mit einer goldenen In-

schrift verziert – mit hebräischen Buchstaben, die aber keinen Sinn ergeben. „Über Bartolomé Bermejo ist nicht viel bekannt“, sagt sie. „Aber wir wissen, dass seine Frau höchstwahrscheinlich eine zum Christentum konvertierte Jüdin war. Damit haben wir eine Spur, um mehr über ihn zu erfahren.“

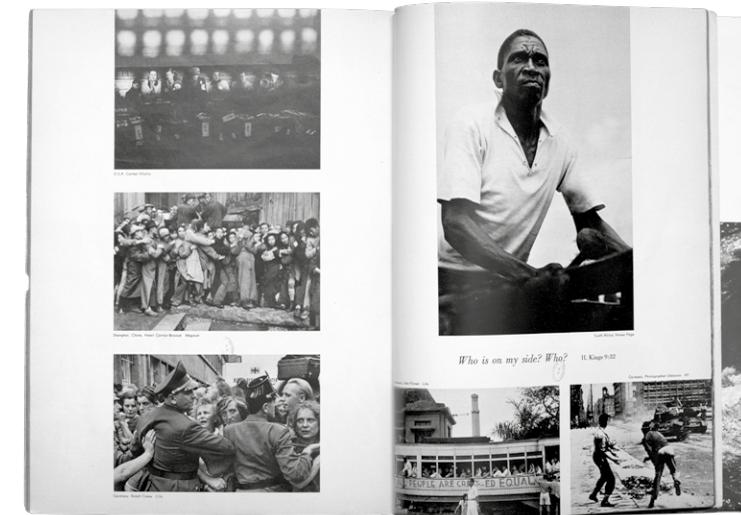
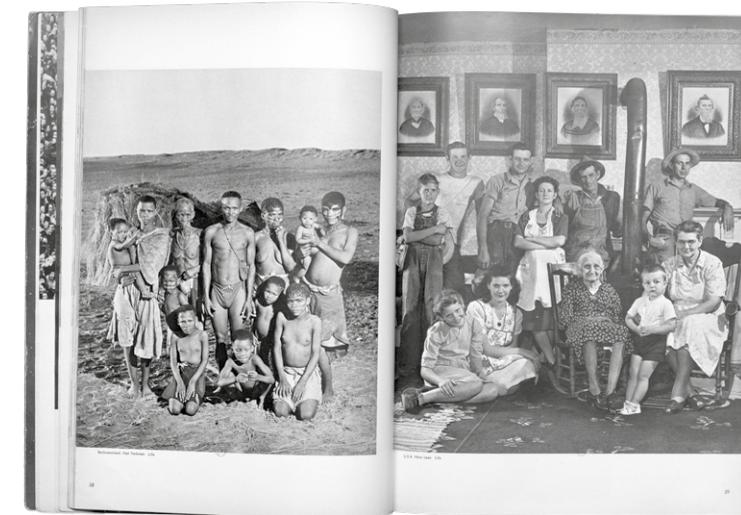
Noch ein anderer Aspekt ist Sarah Flitti aufgefallen. In Johan Maelwaels „Madonna mit den Schmetterlingen“ etwa, ebenfalls Gemäldegalerie Berlin, fällt die üppige Verwendung von Gold auf. „Das hat mit islamischen Metallarbeiten aus derselben Zeit zu tun“, sagt die Kunsthistorikerin. Ihr Fazit: „Ich versuche zu zeigen, dass es nicht genug ist, die Inschriften als „pseudo-kufisch“ zu bezeichnen, weil kufisch ein Stil in der islamischen Epigraphik ist. Durch das mittelalterliche Bild wird ein Stück einer gemeinsamen materiellen Kultur sichtbar, ein Stück islamischer materieller Kultur, die importiert wurde, wie auch jüdischer materieller Kultur, die in großen Teilen Europas gegenwärtig war.“

Die universale Sprache der Fotografie Guillaume Blanc-Marianne hingegen befasst sich mit der Ausstellung „The Family of Man“, die der Pionier moderner Fotografie Edward Steichen 1951 für das Museum of Modern Art in New York konzipierte. Die über viele Stationen wandernde Schau mit rund 500 Aufnahmen von Menschen aller

➤ Doppelseite aus „The Family of Man“, Familien aus Britisch-Betschuanaland und den USA, Ausstellungskatalog, Museum of Modern Art, New York, 1955, S. 58–59.

➤ Doppelseite aus „The Family of Man“, Text: „... deep inside, in that silent place where a child's fear crouch ... Lilian Smith“, Ausstellungskatalog, Museum of Modern Art, New York, 1955.

➔ Doppelseite aus „The Family of Man“, Text: „Who is on my Side?“ Ausstellungskatalog, Museum of Modern Art, New York, 1955.





Kontinente, wurde nach dem Zweiten Weltkrieg als weltumspannende Versöhnungsgeste verstanden. Guillaume Blanc-Marianne sieht das anders: „Fotografie soll bei völlig unterschiedlichen Lebensweisen als gemeinsamer Wert funktionieren. Wie soll das gehen?“

Der Spezialist für Fotografie und Bildtheorie verdeutlicht seine Position an einem Beispiel aus dem Katalog „The Family of Man“. Auf einer Doppelseite ist eine Familie aus Britisch-Betschuanaland, heute Republik Südafrika, einer Familie aus den USA gegenübergestellt. Die Idee der Ausstellung sei es gewesen zu beweisen, dass menschliche Erfahrungen wie Geburt, Tod, Gewalt oder der Wert der Familie überall gleich seien. Guillaume Blanc-Marianne: „Der afrikanischen Familie wurde gesagt, wie sie posieren soll. Diese Personen haben keine Erfahrung mit dem Medium, besitzen selbst keine Foto-

grafien, während es für die amerikanische Familie eine eingeübte Routine gibt. Sie haben sogar Fotografien an der Wand hängen, besitzen ein Haus. Die andere Familie hingegen ist nahezu unbekleidet und hat kein Haus.“

Roland Barthes Kritik an der Schau „The Family of Man“ Mit seiner Position knüpft Guillaume Blanc-Marianne unter anderem an Roland Barthes Ausstellungskritik aus den 1950er Jahren an, die in dem berühmten Band „Die Mythen des Alltags“ nachzulesen ist. Doch bildet Barthes Vorwurf eines instrumentalisierten Humanismus nur einen Ausgangspunkt seiner Forschung. Den Wissenschaftler interessierte zunehmend der ökonomische Hintergrund von „The Family of Man“. „Steichen wusste genau, was er tat. Er arbeitete für das Museum of Modern Art und verfolgte politische Zwecke. Die Ausstellung wur-

Sprache

de von einflussreichen Geldgebern finanziert. Ich denke, dass er nicht wirklich davon überzeugt war, dass Fotografie eine universale Sprache ist. Er trug dennoch dazu bei, die Werte Amerikas jener Zeit zu bedienen, des damals mächtigsten Landes der Welt. Die Amerikaner wollten Einfluss nehmen auf eine Welt, die sie Dritte Welt nannten.“ Edward Steichen hat selbst einsehen müssen, dass er in Japan, wo US-Flugzeuge im August 1945 über Hiroshima und Nagasaki Atombomben abwarfen, das Foto der explodierenden Atombombe nicht zeigen konnte.

Vielfältige Beziehung von Bild und Sprache Alle Projekte des DFK-Jahresthemas „Das Sichtbare und das Sagbare“ drehen sich auf ihre Weise um die Verbindung von Bild und Text. Der Promovend Louis-Antoine Mège untersucht die Position der britischen Künstlergruppe „Art & Language“, deren Konzeptkunst die Malerei unter anderem durch verschiedene Formen von Sprache ersetzt. Max Bonhomme befasst sich mit der Rhetorik und Bildsprache in frühen Schriften über Grafik. Francesca Golia analysiert die unterschiedliche Deutung des Isenheimer Alters von Grünewald im Spiegel deutscher, französischer und italienischer Prosa und Dichtung. Marie Schiele hingegen untersucht die Sprachbilder Denis Diderots, der im 18. Jahrhundert die Kunstkritik begründete.

„Bilder tauchen niemals ohne Sprache auf, sei es durch begleitende Kommentare, durch Bildunterschriften oder Bildtitel“, sagt Peter Geimer. Zugleich ließen sich Bilder aber nicht lückenlos in Sprache übersetzen. „In jedem Bild gibt es etwas, das man nur sehen kann.“ Dem Professor für Kunstgeschichte ist es wichtig, in dem Pariser Projekt methodisch die intellektuellen Strömungen der jüngeren Vergangenheit zusammenzuführen. Der sogenannte linguistic turn der 1970er Jahre war von der Idee fasziniert, sämtliche kulturelle Äußerungen – also auch das Bild – nach dem Modell der Sprache zu entschlüsseln. Dem antwortete in den 1990er Jahren der iconic turn. Nun hieß es, das Bild sei die historisch viel ältere Kulturleistung des Menschen, das Wesen der Bilder könne rein sprachlich unmöglich erfasst werden. „Es ist auch ein Ziel unseres Projekts, aus dieser unproduktiven Opposition herauszukommen. Sprache und Bild sind ein ideales Paar: sie unterscheiden sich, aber zugleich ergänzen sie sich und brauchen einander“, sagt Peter Geimer.

↪ Detail einer Doppelseite aus „The Family of Man“, Text: „... deep inside, in that silent place where a child's fear couch ... Lillian Smith“, Ausstellungskatalog, Museum of Modern Art, New York, 1955.



Peter Geimer ist Direktor des DFK Paris und Professor für Kunstgeschichte an der FU Berlin. Zu seinen Forschungsgebieten gehören die Geschichte und Theorie der Fotografie, die Darstellung von Geschichte im Bild sowie Wissenschaftsgeschichte.



Sarah Flitti ist Doktorandin der Kunstgeschichte an der der Universität Paris 1 Panthéon-Sorbonne und Stipendiatin am DFK Paris. Ihr Forschungsschwerpunkt liegt auf der Verwendung hebräischer und arabischer Schriften als Ornament im christlichen mittelalterlichen Kontext.



Guillaume Blanc-Marianne ist Stipendiat am DFK Paris. Er wurde an der Universität Paris 1 Panthéon-Sorbonne zu einem Fotografie-Thema im Fach Kunstgeschichte promoviert und ist seit 2017 Generalsekretär der Société française de photographie.

„Eine Plattform für lebendige Gespräche und Austausch“



Der Bochumer Mediävist Klaus Oschema hat am 1. September die Leitung des Deutschen Historischen Instituts (DHI) in Paris übernommen. Er folgt auf Thomas Maissen, der nach zehnjähriger Amtszeit an die Universität Heidelberg zurückkehrt. Ein Gespräch über Erinnerungen und Visionen.

INTERVIEW · THERESA FINGER UND NIELS MAY

Direktoren prägen Institutionen. Aber vielleicht prägen Institutionen auch Direktoren. Was nehmen Sie, Herr Maissen, aus Ihrer Zeit am DHI Paris mit nach Heidelberg?

Viele schöne Erinnerungen an ein engagiertes Team, das in einem prächtigen Hôtel particulier und mit einer soliden Finanzierung durch Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) und Max Weber Stiftung (MWS) einen Rahmen für wissenschaftliches Arbeiten schafft, um den uns die Partner in Deutschland und vor allem in Frankreich sehr beneiden.

Herr Maissen, zu Ihrem Amtsantritt haben Sie verschiedene Schwerpunkte gesetzt. Insbesondere der Forschungsbereich Afrika stand zunächst mit einer Transregionalen Forschungsgruppe in Dakar und nun mit dem Maria Sibylla Merian Institute for Advanced Studies in Africa (MIASA) in Accra im Mittelpunkt. Auch die Förderung junger deutsch-französischer Forschender hatten Sie genannt. Welche Bilanz ziehen Sie und welche Herausforderungen sehen Sie für die Zukunft?

Dank der Unterstützung von deutschen, französischen und afrikanischen Kolleginnen und Kollegen, die zu Freunden geworden sind, konnte das DHI Paris die beiden Bereiche aufbauen. Das war ein Lernprozess für alle Beteiligten, und er geht weiter. Unser Projekt in Dakar wurde 2021 abgeschlossen, aber das vom BMBF finanzierte Merian-Institut in Ghana steht vor der entscheidenden Frage: Wie sieht ab 2026 die nachhaltige Finanzierung und Konzeption einer solchen Institution aus, die für die deutschen Geistes- und Sozialwissenschaften unverzichtbar geworden ist? Klaus Oschema hat da noch beträchtliche Herausforderungen vor sich, aber er kann auf solide Strukturen, bewährte Kooperationen und engagierte Mitarbeitende bauen.

Beim Nachwuchs haben wir am DHI Paris ein Fördermodell für Promovierende entwickelt und laufend verbessert, das sich für beide Seiten sehr bewährt hat. Anders als bei den meisten MWS-Instituten können sich Doktorandinnen und Doktoranden bei uns mit einem eigenen Projekt bewerben. Wir fördern es über drei Jahre oder mit einer Abschlussstelle von, in der Regel, zwölf Monaten. Neben ihrer wissenschaftlichen Forschungstätigkeit sind die Promovierenden mit zwölf Stunden pro

↳ Thomas Maissen und Klaus Oschema bei der symbolischen Schlüsselübergabe am 7. Juli.

Woche im Forschungsservice tätig: Öffentlichkeitsarbeit, soziale Medien, redaktionelle oder administrative Mitwirkung. So erhalten sie eine Einführung in Arbeitsbereiche, die berufsrelevant sein können.

Ebenfalls ausgebaut haben wir weitere Förderlinien. Ich erwähne hier nur das Eugen-Ewig-Stipendium, das sich an fortgeschrittene Forschende richtet, die nach der Promotion oder Habilitation einen Drittmittelantrag vorbereiten.

Herr Oschema, die Qualifizierung von jungen Forschenden bleibt ein Thema. Welche Schwerpunkte werden Sie in diesem Bereich setzen?

Die zentralen Herausforderungen liegen nicht nur im Bereich der Qualifikation, auch wenn diese fraglos im Zentrum unserer Arbeit steht: Natürlich ist die Entwicklung neuer Methoden, etwa im Bereich der Digital Humanities, mit neuen Bedürfnissen verbunden. Zugleich machen aktuelle Diskussionen deutlich, dass für viele Forschende vor allem Zukunftsperspektiven und Karriereplanung von großer Bedeutung sind. Hier hoffe ich, dass es in der deutschen Hochschullandschaft gelingt, mehr Dauerstellen jenseits der Professur zu schaffen, die auch bei der Arbeit der Institute der MWS neue Gestaltungsspielräume öffnen. Die Tätigkeit an einem Institut wie dem DHI Paris ist für die jeweiligen Forschenden sehr befruchtend: Sie lernen nicht nur eine weitere Wissenschaftskultur intensiv kennen und können sich international vernetzen, sondern sie können sich auch mit Arbeitsvorgängen im wissenschaftlichen Betrieb vertraut machen, die auf einer ähnlichen Karrierestufe im universitären Bereich weniger präsent sind. Zudem stellt sich angesichts der Befristung der Verträge die Frage nach der weiteren Karriere, die für viele mit der Rückkehr nach Deutschland verbunden ist. Die MWS hat bereits Instrumente geschaffen, die genau auf diese Herausforderungen reagieren. Für die Zukunft ließe sich andeuten, zeitlich befristete Stellen im Ausland auch für Forschende zu öffnen, die bereits dauerhaft an deutschen Universitäten tätig sind. Im Rahmen einer Beurlaubung könnten sie durch die Tätigkeit an einem Institut wie dem DHI Paris ihrer Arbeit für eine gewisse Zeit eine neue Perspektivierung geben – und im Anschluss die gewonnenen Erfahrungen und vielleicht auch neue Motivation in ihrer ursprünglichen Hochschule einbringen. Hierfür ist aber die Kooperation der Hochschulen nötig: sie müssten einerseits solche Dauerstellen schaffen und andererseits bereit sein, ihre Mitarbeitenden für eine gewisse Zeit freizustellen. Ich bin überzeugt, dass letztlich alle Beteiligten von dieser Praxis profitieren würden.

„Im Vordergrund sollte die Funktion des DHI Paris als Plattform für lebendige Gespräche und Austausch stehen. Thomas Maissen hat gerade dies mit großer Dynamik befördert – und es ist eine Herausforderung, den erfolgreich eingeschlagenen Weg weiter auszubauen.“

Klaus Oschema



Welcher Aspekt des deutsch-französischen Wissenschaftsaustauschs ist Ihnen besonders wichtig?

Es ist mir ein Anliegen, die Mehrsprachigkeit des wissenschaftlichen Arbeitens jenseits des Austauschs in einem internationalisierten Englisch zu fördern. Für mich sind damit unterschiedliche Zugänge und Denkmuster verbunden, die für die einzelnen Forschenden wie die Wissenschaft insgesamt immens bereichernd sind: Wissenschaftliche Gegenstände und analytische Zugriffe sind in den verschiedenen Sprachgemeinschaften und wissenschaftlichen Kulturen ganz unterschiedlich geprägt. Diese Vielfalt und die damit verbundenen Denkmöglichkeiten kennenzulernen und selbst produktiv einsetzen zu können, halte ich für einen ganz zentralen Gewinn beim wissenschaftlichen Arbeiten über Landes- und Sprachgrenzen hinweg.

In vielerlei Hinsicht kann ich an die bereits existierenden Formate und Arbeiten des DHI Paris anschließen: Sommer- und Herbstschulen laden deutsche Forschende ein, die französische Geschichtswissenschaft und das Arbeiten zu entsprechenden Gegenständen kennenzulernen. Damit werden Kontakte etabliert und Perspektiven eröffnet, die langfristig fruchtbar werden können. Eine Herausforderung ist es, die Diversität unserer Studierenden an den deutschen Universitäten abzubilden: Viele meiner Studierenden an der Ruhr-Universität besitzen einen Migrationshintergrund und sind oftmals die ersten in ihrer Familie, die ein Hochschulstudium absolvieren. Solche Personen und Gruppen für die Möglichkeiten zu interessieren, die das DHI Paris bietet, stellt für mich ein wichtiges Ziel dar.

Und welche Forschungsschwerpunkte möchten Sie setzen, Herr Oschema?

Keine einfache Frage, schlagen hier doch mehrere Herzen in meiner Brust: Gerne würde ich mit den Kolleginnen und Kollegen am DHI Paris verstärkt über die „Wahrheit der Historikerinnen und Historiker“ nachdenken. Die Wahrheitsfrage ist aktuell politisch und medial enorm präsent – und sie konfrontiert uns mit Phänomenen, die wir vor dem Hintergrund einer historischen Perspektive besser verstehen können. Angesichts gegenwärtiger Probleme mit „fake news“ und „alternativen Fakten“ kann der Blick in die Geschichte helfen, Mechanismen klarer zu fassen und auch im Gespräch über die Epochen hinweg präziser zu untersuchen. Dabei, so mein Eindruck, könnte sich manches Urteil über die Besonderheit unserer Gegenwart relativieren: Gelegentlich fällt ja sogar das Stichwort einer „post truth“-Gesellschaft und vieles wird mit der Neuartigkeit der sogenannten sozialen Medien erklärt. Ohne deren Spezifika leugnen zu wollen, zeigen historische Analysen doch, wie immer wieder um den Anspruch auf Wahrheit und deren Durchsetzung gerungen wurde. Insgesamt stellt dieser Themenbereich vor allem ein Angebot dar, am DHI Paris über die Epochen hinweg ins Gespräch zu kommen.

Als ausgebildeter Mediävist – und ganz im Sinne des grenzüberschreitenden Arbeitens zwischen frankophonem und germanophonen Welt – arbeite ich zudem an einer kleinen Geschichte des mittelalterlichen Savoyen. Diese „verschwundene Herrschaft“ kann uns zeigen, wie jung moderne politische Grenzziehungen letztlich sind und welche anregenden Perspektivwechsel der Blick auf das Mittelalter ermöglicht. Viele, wenn nicht die meisten, der zentralen Gegenstände, die wir für diese Epoche erforschen, sind nicht sinnvoll in nationalstaatlichen Grenzen zu fassen. Stattdessen können wir Austausch und Transferprozesse beobachten, die sowohl regional als auch überregional wirksam werden – all dies nötigt uns dazu, mehr oder weniger selbstverständlich gewordene Ansichten aus unserer Gegenwart zu hinterfragen und neue Zugänge zu suchen.

Dies gilt auch für einen dritten Bereich, dessen Bedeutung man kaum unterschätzen kann, nämlich die Entwicklung und Vertiefung globaler Perspektiven: Auch hier hat das DHI Paris in den vergangenen Jahren mit dem neuen Fokus auf Afrika bereits wertvolle Grundlagen geschaffen. Diese Ausrichtung möchte ich unbedingt stützen und Möglichkeiten ausloten, die geographische Orientierung unserer Arbeit vielleicht sogar noch auszuweiten, indem man gezielte Akzente zu Asien und vor allem dem Pazifikraum setzt – der aus französischer Per-

spektive natürlich eine ganz andere Rolle spielt als aus deutscher. Wenn ich hier erneut als Mediävist spreche, so halte ich gerade auch das Nachdenken über die Vormoderne in diesem Zusammenhang für methodisch ebenso herausfordernd wie wichtig. Ich freue mich daher sehr, dass unter anderem der Kollege François-Xavier Fauvelle – der einem deutschen Lesepublikum vor allem durch sein „goldenes Rhinoceros“ bekannt sein dürfte, in dem er Schlaglichter auf die Geschichte des mittelalterlichen Afrikas warf – seine Bereitschaft zu einer regelmäßigen Zusammenarbeit erklärt hat.

Was ist Ihre Vision für die kommenden Jahre am DHI Paris?

Wenn ich nun schon mehrfach meine Verortung als Mittelalter-Historiker angesprochen habe, soll das nicht den Eindruck erwecken, dass ich die Arbeit des DHI Paris exklusiv im Sinne dieser Epoche ausrichten wollte: Ganz im Gegenteil erscheint es mir für das historische Arbeiten ganz allgemein und für alle Epochen wichtig, die Bezüge auf die Gegenwart deutlich herauszustellen, in der wir schließlich alle leben, denken und arbeiten. In diesem Sinne freue ich mich vor allem darauf, aus zahlreichen Gesprächen und Veranstaltungen über die Epochen hinweg lernen zu dürfen. Im Vordergrund sollte die Funktion des DHI Paris als Plattform für lebendige Gespräche und Austausch stehen. Thomas Maissen hat gerade dies mit großer Dynamik befördert – und es ist eine Herausforderung, den erfolgreich eingeschlagenen Weg weiter auszubauen.



↑ Thomas Maissen (links) übergab nach zehnjähriger Amtszeit die Leitung des DHI Paris an Klaus Oschema (rechts).

↖ Das um 1620 erbaute Hôtel Duret-Chevry im Pariser Stadtteil Marais ist seit 1994 Sitz des DHI Paris.



Im englischen Sprachraum des 20. Jahrhunderts geht Erstaunliches vor sich: Immer mehr Menschen beginnen im stillen Kämmerlein neue Sprachen zu ersinnen. Ihre Ziele sind dabei so heterogen wie die Sprachschöpfer und -schöpferinnen selbst: Sie wollen Sprachen erfinden, die den Weltfrieden sichern, der Lebensrealität von Frauen gerecht werden oder Romanfiguren eine linguistische Heimat geben. Was die Pioniere antreibt, welche Gefolgschaft sie finden und wie sich ihre Werke im Laufe der Zeit weiterentwickelt haben, untersucht die Historikerin Pascale Siegrist am Deutschen Historischen Institut (DHI) in London.

Die Welt im Kopf: Sprachschöpfende im 20. Jahrhundert

Esperanto – das steht für eine große Hoffnung. Eine Welt, durch Sprache geeint. 1887 erfunden von Ludwik Zamenhof, einem Augenarzt aus Polen, entzündet sich an der neuen Sprache zu Beginn des 20. Jahrhunderts bis hinein in die Zwischenkriegszeit eine geradezu stürmische Begeisterung. Es entstehen Netzwerke, man trifft sich, gründet Initiativen. „Zamenhof kam zu dem Schluss, dass Dominanz auch über Sprache ausgeübt wird und die Ursache aller Konflikte auf der Welt ist, dass wir uns nicht verstehen. Er hatte die Vorstellung, dass Missverständnisse auch sprachlich bedingt sind und über eine dezidiert neutrale Universalsprache gelöst werden können“, erklärt Pascale Siegrist. Welch großen Anklang diese Idee fand, belegen die Recherchen der Historikerin. „Als der Völkerbund aufgesetzt wurde, gab es so zum Beispiel ernsthafte Diskussionen, ob man Esperanto als offizielle, internationale Sprache etablieren sollte.“

Neuerungen im Esperanto führen zu einer Spaltung der Gemeinschaft. Im selben Zeitraum schießen weitere Vorhaben ins Kraut. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts stieß so etwa das Volapük des am Bodensee lebenden Pfarrers Johann Martin Schleyer auf beachtliche Resonanz. Und in den 1920er Jahren trat unter anderem der britische Sprachwissenschaftler Charles Kay Ogden mit dem Basic English auf den Plan. Er glaubte, das Englische gleichsam verlustfrei reduzieren zu können, schuf einen Wortschatz von lediglich 850 Vokabeln, mit denen sich Menschen weltweit verständigen sollten. In Sachen

↳ Fantasyautor J. R. R. Tolkien hat für seine literarischen Welten von Mittelerde mehrere fiktive Sprachen entwickelt, darunter die komplexen Elbensprachen Quenya und Sindarin, sowie die Zwergensprache Khuzdul.

Beliebtheit konnte das Projekt nicht an die Erfolge von Esperanto und Volapük anknüpfen. Doch auch innerhalb dieser Sprachgemeinschaften war nicht alles eitel Sonnenschein. „Es entstand zum Beispiel eine Esperantistengruppe, die die Sprache substanziell verbessern wollte. Sie schufen das Ido – eine vereinfachte Form des Esperanto“, erläutert Pascale Siegrist. Nur ein Bruchteil der Esperantoanhängerschaft war jedoch bereit zum Ido zu wechseln. So kam es zu einer Spaltung der Gemeinschaft. Bis heute existieren für Ido und Esperanto eigene Konferenzen, Vereine und Fachzeitschriften.

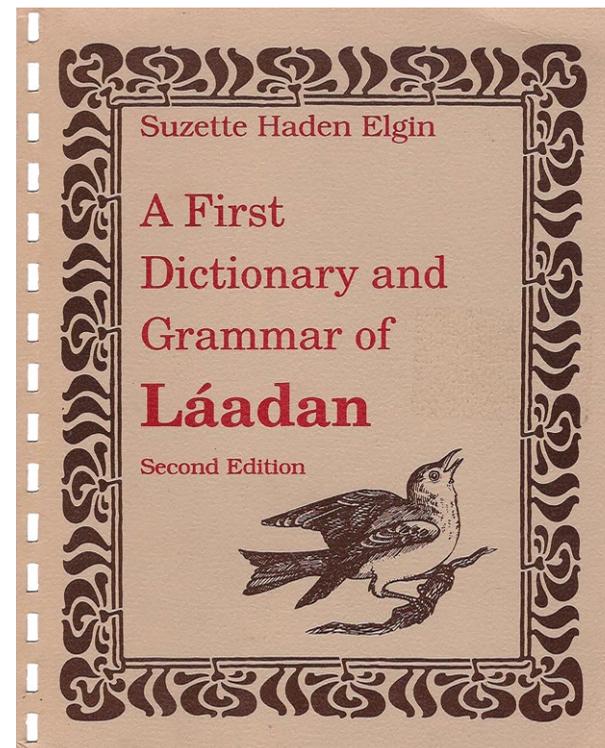
Angesichts eines Projektes, das doch ursprünglich dazu gedacht war, die Welt zu vereinen, mag diese Entwicklung verblüffen. Tatsächlich jedoch, das zeigt Siegrists Forschung, sind solche Konflikte innerhalb der Anhängerschaften erfundener Sprachen nicht selten. Immer wieder kam und kommt es so zu Auseinandersetzungen und schmerzhaften Brüchen, stehen die ursprünglichen Intentionen von Spracherfindenden in einem Spannungsverhältnis zu den Ideen der ihnen nachfolgenden Sprachgemeinschaften. Eben solchen Vorgängen ist Pascale Siegrist auf der Spur. Ihr Projekt „A Secret Artifice: Language Invention in the Age of Global English“ entfaltet sich als eine Spurensuche, die Gemeinsamkeiten und Unterschiede von Spracherfindungsprojekten herausarbeitet. Die Historikerin fokussiert dabei auf eine Spanne von rund 70 Jahren – vorrangig betrachtet sie Projekte im englischen Sprachraum von der Zwischenkriegszeit bis in die 1980er Jahre. Hier nämlich kommt es zu einer auffälligen Häufung: Zeitgleich zum Aufstieg des Englischen als Weltsprache treten insbesondere Menschen aus dem Vereinigten Königreich als Sprachschöpfer auf den Plan. Nach dem zweiten Weltkrieg sind es dann vorrangig die USA, die zur Geburtsstätte immer neuer Sprachprojekte werden.

„Wenn zwei Wörter für blau existieren, wie es zum Beispiel im Russischen der Fall ist, sehen wir dann auch zwei verschiedene Farben? Denken wir anders, wenn wir eine andere Sprache sprechen? Solche Fragen treiben eine zweite, sehr viel mehr nach innen gewandte Generation von Spracherfindenden an.“

Pascale Siegrist

Im stillen Kämmerlein Wer sind diese Menschen, die in oft Jahre währender Kleinstarbeit im stillen Kämmerlein Worte, Grammatiken, Sprachwelten ersinnen? Pascale Siegrist möchte verstehen, was in ihnen vorgeht, was ihre Projekte motiviert. „Mit dem Aufstieg des Englischen existierte für sie ja bereits eine natürlich gewachsene Weltsprache, die noch dazu ihre Muttersprache ist. Wie kommt es dann, dass sie beginnen neue Sprachen zu erfinden?“ Eine Vielzahl von Motiven sieht die Historikerin hier am Werk. Persönlichen Ehrgeiz etwa, die Lust an der Sprache, eine Sehnsucht nach fernen, unbekanntem Welten und nicht selten auch ein großes Sendungsbewusstsein. „Ich beschäftige mich mit den Erfinderinnen und Erfindern, weil ich die Geste, eine Sprache zu erfinden, unglaublich interessant finde“, sagt die Forscherin. „Es zeigt sich darin ein schöpferischer Impuls, der auch mit Macht und Machtbewusstsein zu tun hat.“

Um zu Erkenntnissen zu kommen, durchforstet Siegrist seit 2021 Bibliotheken und Archive, sichtet Nachlässe, führt Interviews mit Menschen, die sich dem Lernen, Verbessern und Sprechen erfundener Sprachen verschrieben haben. Bis 2027 soll hieraus ein Buchprojekt entstehen, in dem sie die Spracherfindungen nebeneinanderstellen, Unterschiede und Gemeinsamkeiten herausarbeiten will. Trotz der bemerkenswerten Heterogenität ihrer Untersuchungsgegenstände zeichnen sich dabei auch wiederkehrende Hintergründe und Motive ab. „In fast allen Fällen sind die Projekte zum Beispiel klar an ein politisches, künstlerisches oder philosophisches Programm geknüpft“, erklärt Pascale Siegrist. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts scheint es dabei noch vorrangig die



universalistische Idee gewesen zu sein, die zum Urgrund verschiedenster Spracherfindungsprojekte wurde. Aus eben jenem Weltfriedensoptimismus entsprangen Projekte wie Volapük oder Esperanto.

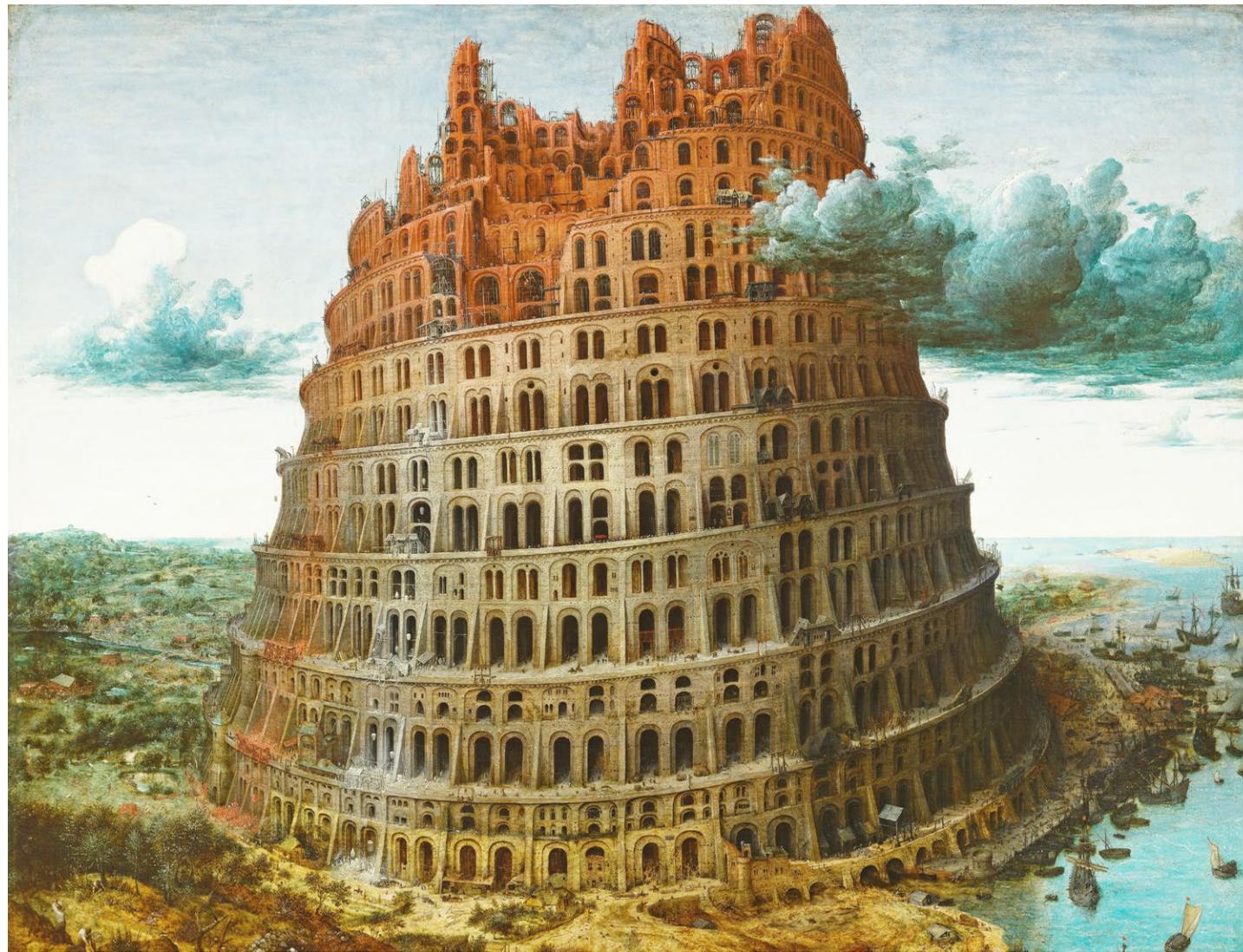
Vom politischen Optimismus zum künstlerisch-literarischen Experimentierfeld Dann jedoch schwand die Hoffnung. Der zweite Weltkrieg brach aus, Europäerinnen und Europäer migrierten massenhaft in die USA. Fortan sind Vorstöße, eine neue Weltsprache zu schaffen, kaum mehr zu beobachten. Ohnehin hatte sich zwischenzeitlich Englisch als Verkehrssprache durchgesetzt und setzte damit womöglich den Bestrebungen ein Ende, eine globale Kunstsprache zu etablieren. So verlor das Spracherfinden an politischem Impetus, diente Autorinnen und Autoren nun zunehmend als künstlerisch-literarisches Experimentierfeld. Zum Beispiel dem englischen

➤ Am 18. April 1922 findet eine Konferenz des Völkerbundes zum Thema Esperanto mit Schul- und Regierungsvertretungen aus 28 Ländern statt. Trotz zahlreicher Anhänger*innen kann sich die Plansprache als Schulfach nicht durchsetzen.

← Suzette Haden Elgin begann 1982 mit der Konstruktion des Láadan, der ersten Sprache, die die Welt aus weiblicher Sicht beschreiben sollte. Die Linguistin und Science-Fiction-Autorin verstand das Experiment auch als Test für die Saphir-Whorf-Hypothese, die von einem Zusammenhang zwischen Sprache und Denken ausgeht.

Sprachwissenschaftler und Fantasyautor John Ronald Reuel Tolkien, der für seine Bevölkerung von Mittelerde eine Vielzahl an Sprachen ersann – über Subtypen des Elbischen bis hin zu den Sprachen der Zwerge, Orks und Baumwesen. „Bei ihm aber auch bei anderen Autorinnen und Autoren der Zeit gibt es die Vorstellung, dass die erfundenen Kulturen und Traditionen nur dann wirklich authentisch sind, wenn sie auch eine ganze Etymologie und Sprache, Literatur und Mythologie haben“, erläutert Siegrist.

Ein weiteres Motiv, das Pascale Siegrist den Schriften von Spracherfindenden entnehmen kann, entspringt wissenschaftlich-philosophischen Querelen – etwa der Frage nach dem Zusammenhang von Kognition und Sprache. „Wenn zwei Wörter für blau existieren, wie es zum Beispiel im Russischen der Fall ist, sehen wir dann auch zwei verschiedene Farben? Denken wir anders, wenn wir eine andere Sprache sprechen? Solche Fragen treiben eine zweite, sehr viel mehr nach innen gewandte Generation von Spracherfindenden an“, erklärt die Historikerin. Zum Zündfunken für einige Projekte wurde dabei eine linguistische Kontroverse, die weit über die Wissenschaft hinaus Kreise zog. So befasste sich der Linguist Benjamin Whorf in den 1930er Jahren mit Hopi, der Sprache eines indigenen Volks im Südwesten der USA. Als Relativist ging Whorf davon aus, dass das Denken eines Menschen von der Sprache abhängig ist, die er spricht. Seine Analyse der Hopi-Verben und der Art und Weise, wie hierin Zeitbezogenes ausgedrückt wird, verleitete ihn zu der Annahme, dem Volk der Hopi sei das westliche, lineare Zeitkonzept fremd. Es schloss sich eine öffent-



liche Diskussion um die heute weltberühmte und noch immer umstrittene Sapir-Whorf-Hypothese an. Hierin wurde Whorfs Argument verkürzt wiedergegeben – und die Annahme verbreitete sich, das Volk der Hopi verfüge aufgrund seiner Sprache über keine Vorstellung von Zeit.

Sorgearbeit und binäre Codes in Sprache gießen Ob die Grenzen unseres (sprachlich strukturierten) Denkens tatsächlich die Grenzen unserer Welt sind, durch Sprache folglich auch neue Denkwelten geschaffen werden können, versuchte hernach unter anderem die Linguistin Suzette Haden Elgin herauszufinden. In den 1980er Jahren erfand sie das Láadan – eine feministische Sprache, die stark auf Sorgearbeit fokussiert, unter anderem viele Worte für Liebe und Menstruation kennt. Ein weiteres Projekt, das die Sapir-Whorf-Hypothese auf den Prüfstand stellt, ist James Cook Browns Loglan aus den 1950er Jahren. Sein erklärtes Ziel war es, eine Sprache zu schaffen, die auf Mathematik und logischem Denken ba-

„Keine der erfundenen Sprachen, die ich mir ansehe, ist letztlich auch nur ansatzweise über eine enge ‚Nerd-Community‘ hinausgekommen.“

Pascale Siegrist

Sprache

siert, keinerlei Ambivalenzen enthält. „Wenn das Denken durch Sprache bestimmt ist, dann ist die einzige Möglichkeit, klar zu denken, uns in einer Art binärem Code zu unterhalten – das ist die Idee hinter Loglan“, erklärt Pascale Siegrist. Bis heute tauscht sich die Anhängerschaft in Fachzeitschriften über Loglan aus, arbeitet mittels Software an seiner Verbesserung. „Es gibt allerdings nur sehr wenige Menschen, die Loglan tatsächlich auch sprechen können – die Sprache ist einfach zu schwierig.“

Eine eher überschaubare Anhängerschaft hat Loglan mit vielen seiner Schwesterprojekte gemeinsam. „Keine der erfundenen Sprachen, die ich mir ansehe, ist letztlich auch nur ansatzweise über eine enge ‚Nerd-Community‘ hinausgekommen“, resümiert Pascale Siegrist. Selbst die Esperantogemeinschaft, die anfangs beachtlichen Zulauf hatte, schrumpfte mit der Zeit auf eine überschaubare Gruppe zusammen. Für die Sprachbegeisterten sind solche Entwicklungen jedoch kein Hindernis. Ausdauernd und angeregt tauschen sich Anhängerschaften erfundener Sprachen in Foren aus, schreiben sich E-Mails auf elbisch oder kommen zu Klingonischgesprächskreisen zusammen. „Das, was die Leute antreibt und motiviert, ist die Sprache zu sprechen oder logische Probleme in der Sprache zu lösen, darüber zu diskutieren. Es geht nicht unbedingt darum, ein Massenpublikum zu erreichen.“ Zu einem Ende scheinen die Sprachgemeinschaften dabei nicht zu kommen – und vielleicht macht gerade das den Reiz aus. „Diese Projekte enden nie, man kann immer an noch mehr Schrauben drehen, noch mehr Vokabular entwickeln“, sagt Pascale Siegrist. „Vielleicht ist hier also der Weg das Ziel.“



Pascale Siegrist promovierte in Konstanz mit einer Arbeit zum russischen Anarchismus des 19. Jahrhundert. Längere Forschungsaufenthalte führten die Historikerin unter anderem nach Italien, Russland und in die USA. Seit 2021 forscht Pascale Siegrist, die selbst fünf Sprachen spricht, am DHI in London. Im Projekt „A Secret Artifice: Language Invention in the Age of Global English“ setzt sie sich hier mit Sprachen auseinander, die im 20. Jahrhunderts im englischen Sprachraum erfunden wurden.

Das Sprachenproblem als Weltproblem: Dafür steht der Turmbau zu Babel wie kein anderes Symbol. Umberto Eco diente er als Motiv für ein Buch zu Kunstsprachen.

Perspektiven auf Sprache als Forschungsgegenstand



Sprachen der russischen Diplomatie des 18. Jahrhunderts im europäischen Kontext

Unser modernes Verständnis der internationalen Beziehungen ist im Allgemeinen geprägt von Annahmen über staatliche Souveränität und internationales Recht sowie von einer Tendenz, sich auf das Diplomatische Korps zu konzentrieren. Aus diesem Blickwinkel wird die frühe moderne Diplomatie oft als „primitiv“ betrachtet. In jüngster Zeit haben Forschende die Handlungsfähigkeit der Akteure und die Bedeutung ihrer soziokulturellen Praktiken herausgearbeitet. Dieser Ansatz hat dazu beigetragen, die frühneuzeitliche Diplomatie neu zu bewerten, sie unter ihren eigenen Bedingungen zu akzeptieren und neue Forschungsrichtungen zu entdecken. Überraschenderweise wurde das Thema der sprachlichen Praktiken frühneuzeitlicher Diplomaten bisher nur wenig erforscht. Vermutlich wurde die Rolle der Sprachen in der diplomatischen Kommunikation als so selbstverständlich angesehen, dass der Gedanke, sprachliche Veränderungen zu untersuchen, gar nicht erst aufkam.

Das Projekt ist am DHI Moskau angesiedelt und wird von der DFG gefördert. Durchgeführt wird mein Projektteil am DHI Paris. Es handelt sich um einen Verbund aus verschiedenen Partnern. Im Mittelpunkt stehen die Sprachen der russischen Diplomatie im 18. Jahrhundert im breiten europäischen Kontext. Der Schwerpunkt liegt auf der Rolle der Volkssprachen in der europäischen Diplomatie und insbesondere auf dem Aufstieg des Französischen zur universellen Diplomatiesprache in Europa. Diplomaten waren unter den wichtigsten transnationalen Akteuren, die eine Schlüsselrolle als Vermittler kulturel-

TEXT · VLADISLAV RJÉOUTSKI

ler Transfers einnahmen, indem sie sowohl neue kulturelle Praktiken in ihre Heimatländer einführten als auch Elemente ihrer eigenen Kultur ins Ausland übertrugen.

Ein zentrales Thema des Projekts ist die wechselseitige Anpassung der sprachlichen Praktiken der europäischen Diplomatie – einschließlich der russischen – mit Praktiken in zwei eng miteinander verbundenen Bereichen: Geselligkeit und Bildung. Unser Ansatz besteht darin, die „professionellen“ sprachlichen Praktiken von Diplomaten im Kontext ihres sozialen Austauschs zu untersuchen, was sich wahrscheinlich auf die Sprachwahl in der diplomatischen Korrespondenz auswirkte. Wir befassen uns mit dem Sprachgebrauch in den verschiedenen Arten der Kommunikation (offiziell und privat, schriftlich und, wenn möglich, mündlich); mit den Praktiken des Fremdsprachenstudiums; mit der nationalen Zusammensetzung des diplomatischen Korps und den Auswirkungen, die seine nationale Vielfalt auf die diplomatische Kommunikation hatte. Schließlich untersuchen wir die Spannungen, die durch das Aufkommen des Französischen als gesamteuropäische Sprache der Diplomatie vor dem Hintergrund des aufkommenden Proto-Nationalismus entstanden, als die europäischen Länder begannen, sich auf ihre historischen Wurzeln zu besinnen und eine Politik zur Förderung ihrer eigenen Landessprachen zu betreiben. Unsere Untersuchung der Verwendung von Sprachen in der Diplomatie wird einen Beitrag zur laufenden Diskussion über die Entstehung der „modernen“ Diplomatie in Europa leisten.

Vladislav Rjéoutski ist Postdoc am Deutschen Historischen Institut in Paris. Er ist Spezialist für die Kultur- und Sozialgeschichte der Sprache und für die Geschichte der Bildung im achtzehnten Jahrhundert. Er ist Mitautor eines preisgekrönten Buches: Derek Offord, Vladislav Rjéoutski, Gesine Argent, *The French Language in Russia: A Social, Cultural, Political, and Literary History* (AUP, 2018).

Ruth Bartholomä ist Wissenschaftliche Referentin am Orient-Institut Istanbul. Sie studierte Islamwissenschaft und Slavistik an der Universität Freiburg und promovierte an der Universität Gießen in Turkologie. Derzeit beschäftigt sie sich mit Sprachideologien in der Republik Türkei nach 1980.



Sprachideologien in der Republik Türkei nach 1980

„Unsere Sprache ist unsere Identität“ – dies war der Slogan, den die Türkische Sprachgesellschaft (TDK) für das „Jahr der türkischen Sprache“ wählte, das 2017 begangen wurde. In Reden und Vorträgen, auf Plakaten und in Publikationen zu diesem Anlass ließen sich viele Vorstellungen von Sprache beobachten, die auch in den Jahren davor und danach die Debatten prägten. Einige dieser Ideen können bis in das frühe 20. Jahrhundert zurückverfolgt werden. Nachdem Mustafa Kemal Atatürk das Türkische zur Sprache der 1923 gegründeten Republik Türkei sowie zur Sprache der türkischen Nation bestimmt hatte, schuf er 1932 mit der TDK eine Organisation, die seine Vorstellungen wissenschaftlich untermauern, ausarbeiten und praktisch umsetzen sollte. Bis heute setzt die TDK aktiv Themen in Sprachdebatten, ebenso wie andere Personen und Gruppen.

Zu den diskutierten Aspekten gehört beispielsweise die Sorge um einen zu starken Einfluss anderer Sprachen. Standen hierbei vor hundert Jahren noch das Arabische und das Persische im Fokus, löst heutzutage vor allem das Englische Besorgnis aus. Regelmäßig werden Forderungen laut, anstelle von Fremdwörtern entweder bereits existierende, doch teils wenig gebrauchte türkische Lexeme zu verwenden oder aber neue Termini zu schaffen, wenn – zusammen mit den technischen Neuerungen – englische Wörter wie „selfie“ oder „drone“ übernommen werden. Nicht in allen Fällen finden jedoch die türkischen Entsprechungen Anklang in der Bevölkerung und gehen in den allgemeinen Sprachgebrauch ein. Die Angst vor einer Überfremdung ist dabei

TEXT · RUTH BARTHOLOMÄ

nichts spezifisch Türkisches, sondern ein Phänomen, das auch in Bezug auf andere Sprachen, z. B. Deutsch, vorkommt. Das Gleiche gilt für Warnungen vor einem Sprachverfall, als dessen Ursache meist ein fehlerhafter Sprachgebrauch durch junge Leute, heute v. a. in den sozialen Medien, gesehen wird.

Gleichzeitig zeigen sich, trotz aller Sorge um die Zukunft des Türkischen, in vielen Äußerungen eine starke Identifikation mit der Sprache und großer Stolz. Häufig ist von „unserem Türkisch“ die Rede, und es finden sich positiv konnotierte Adjektive wie „schön“, „reich“ und „mächtig“. Man verweist auf die Sprachgeschichte (die in der Vorstellung dann allerdings teilweise sehr viel weiter zurückreicht, als sich mit vorhandenen Quellen belegen lässt), den „reichen Wortschatz“ oder die „perfekte grammatische Struktur“ sowie die Bedeutung des Türkischen, die festgemacht wird an den hohen Zahlen derjenigen, die es als Muttersprache sprechen, aber auch derjenigen, die es erlernen wollen.

Aus den Äußerungen ergibt sich das Bild einer lebhaften Debatte, die zeigt, dass die Vorstellungen von der türkischen Sprache teils widersprüchlich scheinen, sich aber auf ein breites Themenspektrum beziehen und gleichzeitig weit über Sprache hinausgehen. Denn Äußerungen zum Thema Sprache drücken nicht nur Gedanken zur Sprache selbst aus, sondern spiegeln auch historische und aktuelle Kontexte wider und dienen der Identitätskonstruktion.

Unter Federführung der Institute in Beirut, Delhi und Istanbul trafen sich zum ersten Mal Historiker*innen und Forschende aus angrenzenden Wissenschaften zu einer Sommerakademie in Istanbul, um begriffsgeschichtliche Verflechtungen ihrer Forschungsregion zu betrachten.

Meist beschäftigen Historiker*innen sich mit dem eigenen Land. Und da die wissenschaftliche Infrastruktur im so genannten „Westen“ besser ausgebaut ist, als im globalen Süden, dominiert diese die historische Forschung, sowohl personell als auch inhaltlich. Doch das ändert sich langsam, wie Sebastian Schwecke, Leiter des Max Weber Forums (MWF) in Delhi berichtet: „Inzwischen gibt es in der allgemeinen Geschichte, wie sie in Deutschland erforscht wird, ein größeres Interesse, sich auch einmal mit außereuropäischen Regionen auseinanderzusetzen, ohne gleich spezifisch regionalwissenschaftlich dort einzutauchen. Ich denke, es ist ein großes Aufgabengebiet für die Stiftung, dabei Hilfestellungen zu leisten.“

Gemeinsam mit der Freien Universität Berlin, der Universität Oslo sowie drei Istanbulischen Forschungsinstituten veranstalteten die Orient-Institute (OI) Beirut und Istanbul, sowie das Max Weber Forum in Delhi eine Sommerakademie zu begriffsgeschichtlichen Verflechtungen im Raum zwischen dem südasiatischen Bengalen und dem Balkan, mit dem OI Istanbul als Gastgeber. Der dortige Direktor Christoph K. Neumann, Sebastian Schwecke aus Delhi und Jens Hanssen aus Beirut arbeiten zum ersten Mal gemeinsam an einem Projekt. Diese Konstellation ergibt sehr viel Sinn, finden alle drei.

Christoph K. Neumann, Direktor des OI Istanbul: „Für uns alle sind Verflechtungsphänomene zwischen den Regionen, in denen wir arbeiten, absolut zentral und wir haben natürlich auch viel mehr als andere Institute die Herausforderung, Europa aus dem Zentrum zu rücken, in dem es ja eigentlich sowieso nicht mehr steht.“

Den Fokus von Europa weglenken Die Idee entstand bei einem Treffen des internationalen Verbands für Begriffsgeschichte in Helsinki, daher die inhaltliche Ausrichtung, erzählt Magrit Pernau, vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin und Vorsitzende des Beirats für das Max Weber Forum in Delhi. Sie ist eine der führenden Expertinnen im Bereich der Begriffsgeschichte.

Die Begriffsgeschichte untersucht Bedeutungen von Begriffen und deren Wandel in verschiedenen historischen und geographischen Kontexten; also, wie diese Begriffe von den Akteuren ihrer Zeit verstanden und verwendet wurden, und wie deren Bedeutung sich über einen bestimmten Zeitraum oder in bestimmten Kontexten verändert hat. Ein Beispiel sind Konzepte rund um „Staat“ oder „Staatlichkeit“. Entscheidend geprägt wurde die Begriffsgeschichte von dem deutschen Historiker Reinhart Koselleck. Sie gilt zum einen als Teildisziplin

„Für uns alle sind Verflechtungsphänomene zwischen den Regionen, in denen wir arbeiten, absolut zentral.“

Christoph K. Neumann



Gemeinsame Methoden
in einem vernetzten Raum:
Ein neuer Rahmen für Geschichtsforschung außerhalb Europas

↑ Blick über Beirut auf den Libanon.
Undatierte Fotografie, circa 1880, von
Felix Bonfils.

der Geschichtswissenschaft, zum anderen aber auch als Methode für die Arbeit an historischen Quellen, die in anderen Geisteswissenschaften Verwendung finden kann. Magrit Pernau, Max-Planck-Institut für Bildungsforschung: „Wir hatten in Helsinki immer das Problem, dass es sehr stark auf Europa fokussiert war. Von daher stand schon seit Längerem der Gedanke im Raum: Wir brauchen eine weitere Tochter von Helsinki, die dezidiert aus einem nicht-europäischen Blickwinkel agiert und auch aus einem anderen als Lateinamerika, das ja sprachlich durch Spanisch und Portugiesisch auch sehr nah an Europa ist.“ In Lateinamerika veranstaltet der internationale Verband für Begriffsgeschichte seit 2006 eine ähnliche Reihe für eben diese Region.

Eine eng verflochtene Region Der Titel der Sommerakademie, „Bengal to Balkans“, ist angelehnt an die Arbeit des Islamwissenschaftlers Shahab Ahmed. Er prägte den Begriff „Balkans to Bengal-Komplex“ als eine Region unter dem Einfluss des Islam. Demgegenüber jedoch möchten die Initiatoren der Sommerakademie diesen Begriff im Sinne einer historisch miteinander verflochtenen Region zwar aufgreifen, dennoch aber ausdrücklich ihre nicht-islamischen Teile mitbetrachten.

Zum Auftakt der zweiwöchigen Veranstaltung wurde über den Begriff und die Zusammenhänge in dieser geografischen Region denn auch lange diskutiert.

„Einer der Vorschläge, der am Ende unserer Diskussion herausgekommen ist, ist zwar von einer Region des Dar-al-Islam (Wohnstätte des Islam) zu sprechen“, berichtet Christoph K. Neumann. „Dabei ist es aber gar nicht wichtig oder richtig, dass der Islam oder die Muslime dort dominant wären. Denn in den historischen Begriff ist über viele Jahrhunderte hinweg die Selbstverständlichkeit eingeschrieben, dass es dort Nicht-Muslime gibt – also Hin-



← Hazi Abdul Latif, ein Bewohner von Karimganj, Assam, Nordostindien, liest im „Haltunnabi“ (Biographie des Propheten) geschrieben in der „Sylhet Nagri“-Schrift, die vor allem von etwa Mitte des 19. Jahrhunderts bis zum Krieg zwischen Indien und Pakistan 1971 für islamische Schriften verwendet wurde. Nur noch wenige, vor allem ältere, Menschen in der Region können diese Schrift heute noch lesen – obwohl es seit einigen Jahren, vor allem in der Diaspora, Initiativen gibt, sie wiederzubeleben.



Weil es durchaus Differenzen zu den Sichtweisen Shahab Ahmeds gibt, entschied man sich, den Begriff umzudrehen und von einem „Bengal-to-Balkans-Komplex“ zu sprechen. Die Umkehrung soll zudem abermals betonen, dass man nicht automatisch von Europa aus die Welt verstehen möchte, sondern auch einmal vom anderen Ende aus mit der Betrachtung beginnt.

Welcher Ort könnte für ein Symposium zur Erforschung der Verflechtungen in diesem Raum besser geeignet sein als Istanbul – eine Stadt, die wohl als einer der Hauptschauplätze gesehen werden kann, an dem sich historische Akteure dieses Raumes begegnet sein mögen, und wo viele der historischen Quellen entstanden sind, mit denen sich die Forschenden heute beschäftigen? Der Blick aus dem Fenster des Seminarraums fällt auf den Bosphorus,

↖ Flyer, der von der arabisch- und türkischsprachigen Zeitung „Hiläfet“ verteilt wurde. Das Flugblatt wurde irgendwann zwischen 1900 und 1902, am Jahrestag der Krönung Abdulhamids II., verteilt und enthält Kritik an Abdulhamid als muslimischem Herrscher und Beschwerden über den Zerfall des Staates. Die Zeitung, sowie das Flugblatt wurden in London herausgegeben und ins Osmanische Reich geschmuggelt. So konnten sie die Zensur umgehen.

↑ Teilnehmende der Sommerakademie über begriffsgeschichtliche Verflechtungen zwischen Bengalen und dem Balkan im gerade neu bezogenen Gebäude des OI Istanbul.

glitzernd vor dem blauen Himmel eines Spätsommertages. Aus einem Meer von Häusern ragt die Spitze des Galataturms heraus und jenseits davon thront die Hagia Sofia über dem Goldenen Horn, Zeugnisse der Vielfalt der Kulturen und Religionen, die Istanbul über die Jahrhunderte mitgeprägt haben.

Bestimmte Begrifflichkeiten wurden von den Akteuren des Bengal-to-Balkans-Komplexes während eines bestimmten historischen Zeitraums – wenn auch nicht unbedingt genau gleich verwendet, so doch zumindest verstanden. In etwa so, wie wenn heutige Politiker*innen im westlichen Kontext von „Demokratie“ sprechen, gab es auch dort Begriffe – etwa rund um Staatlichkeit und Religion aber auch in Bezug auf Kunst und Alltagskultur – die beispielsweise ein Gelehrter aus dem Gebiet des heutigen Westbengalen bei einem Besuch in Istanbul zur Zeit des Osmanischen Reiches problemlos verstanden hätte, selbst wenn diese etwas anders verwendet wurden, als in seiner Heimat.

Vielfältige Themen aus diversen wissenschaftlichen Disziplinen Das Programm umfasste eine Mischung aus Präsentationen von etablierten Wissenschaftler*innen sowie von Doktorand*innen und Postdocs. Es sollte ausdrücklich mehr als eine Summer School allein mit Seminaren sein, sondern ein Rahmen, der gemeinsam die Forschung voranbringt. Deshalb ist auch eine gemeinsame Publikation geplant. Bei den Teilnehmenden wurde auf möglichst große Diversität geachtet: in Bezug auf Standorte ihrer Institutionen, Forschungsregionen, Arbeitssprachen, und auch Gender.



„Diese Veranstaltung hat einen Pilotcharakter“, sagt MWF-Direktor Sebastian Schwecke. „Wir müssen, wenn wir dieses Format etablieren wollen, natürlich auch gleichzeitig Akzeptanz in all den Regionen erreichen, die wir abdecken, und von all den Forschenden, die dazu arbeiten. Dafür ist es wichtig, dass wir eine gewisse Ausgewogenheit haben, damit es eben nicht so wirkt, als würden wir hauptsächlich etwas Türkisch-Arabisches aufbauen wollen, oder etwas Islamisches. Das soll es eben nicht unbedingt sein.“ Neben der Turkologie und den Islamwissenschaften waren zahlreiche andere wissenschaftliche Disziplinen vertreten: Iranistik, Südasienswissenschaften, allgemeine Geschichtswissenschaften, Religionswissenschaften, Kunstgeschichte, Politikwissenschaften, Linguistik und Ethnologie.

Es ging um so vielfältige Themen wie die Verwendung von Begriffen mit Bezug zu Staat und Staatlichkeit während des Osmanischen Reiches, die ethnologische Erforschung religiöser Praxis in einem Sufi-Schrein in Istanbul, Konzepte von Freiheit und Gerechtigkeit im Iran, die Frage, wie man materielle Kultur als Quelle für begriffsgeschichtliche Forschung nutzen kann, die Rezeption persischsprachiger Zeitschriften in der untersuchten Region und Fragen bezüglich Übersetzung und Verständlichkeit von Konzepten.

Beitrag zur Vernetzung der Max Weber Institute weltweit Die Sommerakademie ist neben der inhaltlichen Forschung auch ein Schritt auf dem Weg zu einer stärkeren Vernetzung der Institute der Max Weber Stiftung weltweit. Diese Vernetzung voranzutreiben haben sich die Direktoren der drei beteiligten Institute fest vorgenommen. Auch mit anderen Instituten möchte man in Zukunft mehr zusammenarbeiten.

Jens Hanssen, seit Juli Direktor des OI Beirut, schildert seine Eindrücke: „Ich bin gerade neu dazugekommen, aber es scheint eine gute Atmosphäre unter den Direktor*innen zu herrschen, die eben solche Kooperationen möglich macht. Das ist nichts, was man als selbstverständlich ansehen sollte. Für mich ist es spannend zu schauen, wie wir die Welt von Delhi, Istanbul und Beirut aus neu verstehen können, und was wir von hier aus rückkoppeln können an unsere Kollegen und Kolleginnen in den europäischen Instituten.“ Und Sebastian Schwecke ergänzt: „Wir können zu dritt natürlich viel mehr leisten und gerade auch viel mehr Rückwirkungen in die in Deutschland basierte Wissenschaft haben als jeder für sich allein.“ Da das Institut in Delhi erst vor zwei Jahren neu gegründet wurde und auch Christoph K. Neumann in Istanbul und Jens Hanssen erst seit knapp einem Jahr, respektive drei Monaten im Amt sind, ist es ein guter Zeitpunkt, um neue Impulse zu setzen.



„Es sind Institute wie unsere, die für mich genau diesen Anspruch der Max Weber Stiftung erfüllen, weltweit vor Ort zu sein, und tatsächlich auch außerhalb der nordatlantischen Geografie tätig zu sein.“

Jens Hanssen

Sprache

Ein neues Gebäude für das OI Istanbul Ebenso neue Impulse kann auch der kürzliche Umzug des OI Istanbul ermöglichen, mitten ins Herz des vormals als Galata bezeichneten Viertels oberhalb des goldenen Horns. Galata war einst die Nachbarstadt von Byzanz, gegründet von genuesisch-italienischen Kaufleuten. Als Stadtteil Istanbuls entwickelte es sich im Osmanischen Reich zu einem kulturellen und religiösen Schmelztiegel. „Lateinische“ Christen und Juden, Armenier und Griechen siedelten sich dort an. Das OI Istanbul hat dort ein vierstöckiges Gebäude des Fin-de-siècle bezogen, das vom „Club Teutonia“ errichtet wurde, einem Verein deutschsprachiger Gewerbetreibender, die nach Istanbul gekommen waren, und als Verein ihre kulturellen und wirtschaftlichen Interessen im Rahmen der Istanbul-Moderne zu verfolgen.

In dem Gebäude ist nun Platz für die umfangreiche Bibliothek des OI Istanbul – mit öffentlichem Lesesaal und großem Archiv von rund 55.000 Buchtiteln und rund 1.550 Zeitschriften, sowie historischen Karten – für Ausstellungsräume und einen Theatersaal und nicht zuletzt für die wissenschaftlichen Mitarbeitenden und Gastwissenschaftler*innen. Das Format der Sommerakademie soll von nun an weitergeführt werden.

„Es sind Institute wie unsere, die für mich genau diesen Anspruch der Max Weber Stiftung erfüllen, weltweit vor Ort und tatsächlich auch außerhalb der nordatlantischen Geografie tätig zu sein“, sagt Jens Hanssen vom OI Beirut. „Da hat die Max Weber Stiftung ein Alleinstellungsmerkmal in der deutschen und europäischen Forschungslandschaft.“

☞ Das OI Istanbul hat im September 2023 ein vierstöckiges Jugendstilgebäude im Stadtteil Beyoğlu bezogen.



Christoph K. Neumann ist Leiter des OI Istanbul und Professor für Türkische Studien am Institut für den Nahen und Mittleren Osten der LMU München. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Geschichte und Kultur der Türkei und des Osmanischen Reiches.



Jens Hanssen ist seit Juli 2023 Leiter des OI Beirut und hat eine Professur für Nahost- und Mittelmeerstudien an der Universität Toronto. Er forscht unter anderem zu geistigen Verflechtungen zwischen Europa, Nordafrika und dem Nahen Osten ab dem späten 19. Jahrhundert.



Sebastian Schwecke leitet seit 2021 das neu gegründete Max Weber Forum in Delhi. Zuvor war er Associate Professor am Indian Institute of Management Calcutta. Sein wissenschaftliches Interesse liegt in der Erforschung von Märkten und Tauschbeziehungen.

Was macht eigentlich ...



Katja Rieck ist promovierte Ethnologin und begleitete als Wissenschaftliche Mitarbeiterin den Aufbau eines Iran-Schwerpunkts am Institut für Ethnologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Anschließend arbeitete sie von 2019 bis 2022 am Orient-Institut (OI) Istanbul und leitete dort ab Oktober 2020 das Projekt „Iran and Beyond“. Seit Oktober 2022 ist Katja Rieck Wissenschaftliche Geschäftsführerin des neu gegründeten Leuphana Institute for Advanced Studies (LIAS) in Culture and Society an der Leuphana Universität Lüneburg. Dort verantwortet sie den administrativen und operativen Aufbau des Instituts und dessen internationales Fellow-Programm, welches insbesondere hervorragende Nachwuchswissenschaftler*innen aus dem Globalen Süden fördert.

Was fällt Ihnen als Erstes ein, wenn Sie an Ihre Zeit am OI Istanbul denken?

Man fühlte sich dort wissenschaftlich und menschlich sehr gut aufgehoben. Da ich aufgrund meiner Iran-Kenntnisse zum OI Istanbul kam, hatte ich weder Orts- noch Sprachkenntnisse. Ich war dadurch in vielen Belangen recht hilflos, insbesondere in der Zeit der Corona-Pandemie. Die Kolleg*innen am OI Istanbul haben aber in allen Belangen unterstützt. Auch der wertschätzende, unterstützende Austausch unter den Wissenschaftler*innen bleibt mir in wärmster Erinnerung.

Was haben Sie von Ihrem Aufenthalt in der Türkei mitgenommen?

Die Erfahrungen am OI Istanbul als Fellow und als Referentin spielen für meine jetzige Arbeit eine zentrale Rolle als ein „best practice“ Beispiel in mehreren Hinsichten wie, zum Beispiel, ein Fellowship-Programm administrativ zu organisieren ist, durch welche Formate und „soziale Infrastrukturen“ man den Austausch unter Fellows fördert oder welche Formen der Unterstützung Fellows brauchen, um sich vor Ort gut einzuleben. Mitgenommen habe ich auch ein Interesse an der Türkei und der türkischen Sprache, die ich weiterhin lerne.

Was beschäftigt Sie derzeit?

Gegenwärtig arbeite ich zusammen mit meinem Team daran, Prozesse und (Infra-)Strukturen für ein herausragendes internationales Fellow-Programm zu etablieren; einen inspirierenden kollaborativen wissenschaftlichen Raum zu schaffen; und dennoch trotz der hohen Arbeitsbelastung ein nachhaltiges Arbeitsumfeld für Institutsmitarbeitende zu schaffen. Zugleich ist das LIAS ein Katalysator der Internationalisierung im wenig beachteten Bereich der Verwaltung. Hier werbe ich für weniger Bürokratie und eine gewisse Dienstleistungsmentalität und Ergebnisorientierung, die im internationalen Kontext erwartet werden. Nicht zuletzt entwickeln wir innovative Formate der Wissenschaftskommunikation und des Outreach, um den Austausch zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit zu fördern. Neu und spannend für mich ist, dass wir als Prestigeprojekt auch immer im Gesamtkontext der Hochschulpolitik agieren.

Bedeutet eine Sprache gleich eine Nationalität?

Ostmitteleuropäische Modalitäten zwischen der Frühneuzeit und heute



Sprache erfüllt die Funktion der Kommunikation zwischen Menschen und ganzen Gruppen. Um sich zu verständigen oder auch abzugrenzen, wenn keine gemeinsame Sprache gesprochen wird. So kommt in den slawischen Sprachen das Wort für Deutsche und Deutschland vom Adjektiv „stumm“. Das Wort bezeichnet ursprünglich Fremdsprachige, die sich mit den Slawen nicht verständigen konnten. Doch bedeutet die gemeinsame Sprache einer Gruppe, dass sie einer Nation sind? Miloš Řezník geht unter anderem dieser Frage am Deutschen Historischen Institut (DHI) Warschau nach.

Jastrzębia Góra/Pilēce, Bytów/Bëtowò oder Łapalice/Łapalēce. Wer durch den Norden Polens reist, wird Ortsschilder auf Polnisch und Kaschubisch sehen. Zweisprachige Ortsbezeichnungen sind in dem Land keine Seltenheit: Im Osten gibt es polnisch-belarussische und polnisch-litauische Ortsschilder, im Süden dagegen polnische-deutsche und polnisch-lemkische. Die drei erstgenannten Gruppen gelten in Polen als nationale Minderheiten, also Volksgruppen, die „eigene Mutterstaaten“ haben. Die Lemken dagegen sind eine ostslawische Volksgruppe, die historisch in den Karpaten siedelte und im heutigen Polen als ethnische Minderheit gilt. Seit 2005 gibt es in Polen ein Gesetz, das einer Minderheit bei einem Anteil von über 20 Prozent an der Gemeindebevölkerung, das Aufstellen jener zweisprachigen Schilder erlaubt. Insgesamt gibt es über 1.200 Ortschaften mit zweisprachigen Ortsschildern zwischen Oder und Bug: Ein knappes Dutzend Lemkische, zwei Dutzend Belarussische, 30 Litauische, fast 400 Deutsche und über 800 Kaschubische.

Gerade der Fall der zahlreichen polnisch-kaschubischen Ortsschilder ist besonders: Seit der Neuzeit lässt sich in verschiedenen Quellen eine Debatte darüber beobachten, ob die Kaschuben eine eigene Nation sind oder nicht. Zum Hintergrund: Die Kaschuben sind eine alteingesessene, kulturell-ethnische Minderheit, die seit Jahrhunderten im östlichen Hinterpommern und Pommern lebt. Um die Frage der Ethnizität ging es auch bei den Arbeiten an dem polnischen Minderheitengesetz 2005. Die kaschubische Repräsentation hatte im Zuge dessen abgelehnt als nationale Minderheit zu gelten, weil man sich als Polen mit einer eigenen Sprache sehe. Der polnische Staat hat sich daraufhin eine neue Kategorie ausgedacht, die „sprachliche Gruppe“.

Im Gesetz unterscheidet man nun zwischen nationalen und ethnischen Minderheiten und der sprachlichen Gruppe der Kaschuben. Gerade jene zeitgenössische

↗ Tschechisch-Deutsches Wörterbuch von Josef Jungmann, mit dem er den lexigraphischen Reichtum der tschechischen Sprache unter Beweis stellen wollte. Sein Verständnis von Gleichheit war eng mit der Idee der nationalen und sprachlichen Gleichstellung verknüpft.

↗ Ausgabe der 1883 gegründeten litauischen patriotischen Zeitschrift Ausra (Morgenlicht), der Pressebühne der Nationalbewegung. Der Herausgeber Jonas Basanavičius führte später die tschechische fonetische Diakritik ein, womit sich Litauisch nun auch optisch vom Polnischen unterschied: Aus Ausra wurde Aušra.

→ In der Kaschubei, im Norden Polens, stehen an den Zufahrtsstraßen Ortsschilder in polnischer und kaschubischer Sprache.

gesetzliche Regelung lässt eine Frage besonders aktuell erscheinen, die seit der der frühen Nationsbildung mit-schwingt und mit der sich Miloš Řezník, Direktor des DHI Warschau, beschäftigt: Bedeutet eine Sprache gleich eine Nationalität? Gerade im Fall Ostmitteleuropas scheint eine Antwort nicht eindeutig.

Im Französischen etwa oder im Englischen gibt es kaum einen semantischen Unterschied zwischen Nationalität und Staatsbürgerschaft. Im Frankreich des 18. Jahrhunderts entstand die Vorstellung, die Nation ist die Summe der Bürger eines Staates. Folglich definiert und vereinheitlicht der Staat die Sprache, wie seit der Revolution an der Seine. Und das war in Mittel- und Osteuropa anders. Die Nationalität definierte sich nicht durch die Staatsangehörigkeit, sondern durch die Sprache. Hier setzte sich ein ethnisch-kulturelles Verständnis von Nation durch.

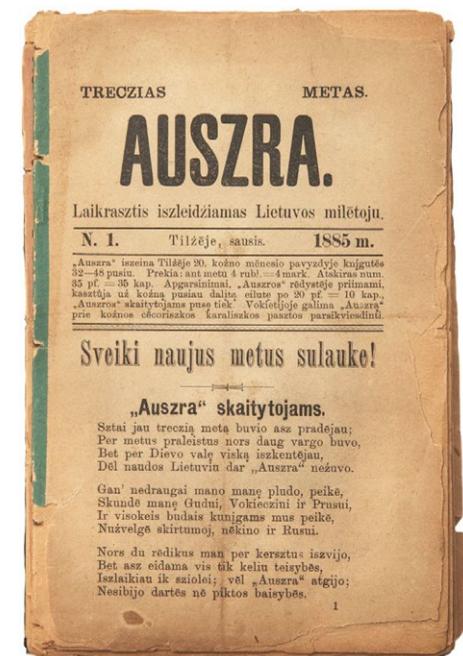
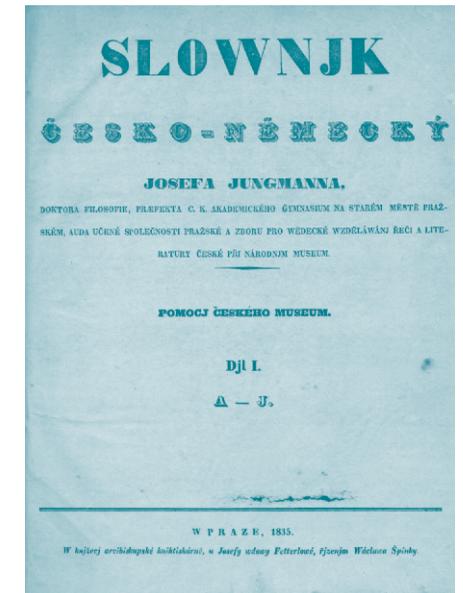


Die sprachliche Kodifizierung ist jedoch das Ergebnis einer nationalen Bewegung und somit ein gesellschaftlicher Aushandlungsprozess. Allerdings ohne eine bestimmte Rolle des Staates, weil im 19. Jahrhundert etwa Polen, Böhmen und die Slowakei nicht als autonome Staaten bestehen. Und gerade in dieser Zeit war die Vorstellung des Nationalismus, dass die Nation die Grundform einer sozialen oder politischen Ordnung ist und sich selbst regieren sollte. Ein Widerspruch also zu jener ostmitteleuropäischen Realität des 19. Jahrhunderts.

Wenn sich nun aus dem ethnisch-kulturellen Nationsverständnis der ostmitteleuropäischen Staaten ergibt, dass, wo eine eigene Sprache besteht, dort muss es auch eine Nation geben, bedeutet das, wer Tschechisch spricht, ist tschechisch und wer Deutsch spricht ist deutsch. Doch da stellt sich die Frage, welche Dialekte sich als „noch“ tschechisch und welche als „noch“ deutsch subsumieren lassen? Wo ist die Abgrenzung zu anderen Dialekten? Warum ist Schweizerdeutsch und Sächsisch noch Deutsch und Niederländisch nicht? Jene Debatten um die Sprachvarianten werden in manchen Fällen auch zu Debatten über die Grenzen einer Nation.

Im Fall des Tschechischen und Slowakischen gibt es Besonderheiten und Parallelen zum Norwegischen: Anfang des 19. Jahrhunderts stellte sich in der Slowakei die Frage, ob in den oberungarischen Karpaten schon eine eigene Sprache gesprochen wird oder noch ein tschechischer Dialekt? In Norwegen in den 1820er und 1830er Jahren gab es Ähnliches: Sprechen die Menschen eine norwegische Sprache, oder vielmehr norwegische Dialekte, die noch nicht zu einer Sprache kodifiziert wurden. Oder sind es Dialekte des Dänischen?

Solch systematische Vergleiche sind selten. Jedenfalls zeigt die slowakisch-norwegische Gegenüberstellung, dass sich die Debatten jener Jahre ähneln und auch im Zuge der Kodifizierung also Vereinheitlichung der jeweiligen Sprachen die Idee entstand, eine eigene slowakische bzw. eine eigene norwegische Nation zu bilden. Eine Abgrenzungsdiskussion, die sich ähnlich auch in Südosteuropa finden lässt: Sind die Dialekte in Serbien, Kroatien und Slowenien Teil einer südslawischen,



Die Nationalität definierte sich nicht durch die Staatsangehörigkeit, sondern durch die Sprache. Hier setzte sich ein ethnisch-kulturelles Verständnis von Nation durch.

Wenn alle Menschen frei sind, wieso soll dann auf die eigene Sprache und Identität verzichtet werden, um einen Aufstieg zu erzielen?



↑ Stolz weht die Fahne der Liven. Obwohl sich nur einige hundert Menschen mit dieser ethnischen Gruppe identifizieren, gelten die Liven neben den Letten als Staatsvolk in der Republik Lettland. Seit die letzte livische Muttersprachlerin 2013 starb, gilt die Sprache als ausgestorben.

illyrischen Sprache, oder gibt es zwei, drei Sprachen? Zu erinnern sei daran, die Vorstellung, dass es eine eigene kroatische und eine eigene serbische Sprache gibt – und nicht Serbo-Kroatisch – hat sich auf politischer Ebene erst nach dem Zerfall Jugoslawiens in den 1990er Jahren durchgesetzt.

Durchaus bemerkenswert an den Überlegungen zur „Dialektzusammenfassung“ ist, dass vor allem in der Habsburgermonarchie das ganze 19. Jahrhundert hindurch versucht wurde, jene Debatten zu führen, ohne die Monarchie selbst in Frage zu stellen. So gab es eine nennenswerte tschechische nationale Bewegung, die aber nicht auf die Idee kam, sich von Österreich zu trennen. Eine andere von oben auferlegte Sprachenentwicklung ließ sich in jener Zeit dagegen in Preußen beobachten, wo der Staat dazu neigte, Kaschubisch als Sprache zu betrachten – und nicht als Teil des Polnischen. Der Anteil der Polinnen und Polen in den östlichen Provinzen sollte so statistisch gesenkt werden.

Das zeigt, dass sich die Politik, aber auch die Menschen mit ihren Identifikationen nicht immer nach rein philologischen Kriterien richten. Ob Kaschubisch nun ein polnischer Dialekt oder ein Überbleibsel einer pomoranischen, also westslawischen, Sprache aus dem Mittelalter ist, sind philologische Debatten. Sie sind selten prägend für politische Entscheidungen – etwa was zweisprachige Ortsschilder angeht – oder eben die Identifikation der Menschen.

Was die Rolle der Sprache im Nationsentstehungsprozess angeht, so gibt es weitere nennenswerte Aspekte. So war Sprache in diesem Prozess ebenso an die soziale Ordnung gekoppelt. Das Volk spricht oft eine andere Sprache als die Elite des Landes. So gibt es etwa mit Deutsch und Polnisch in Ostmitteleuropa dominante Sprachen und diese haben eine Art Volksvariante, eine „einfache“ Umgangssprache, und eine Hochvariante, also die Sprache der Literatur, der Verwaltung, der Wissenschaft, der hohen Kultur. Bestimmte Sprachen hatten diese Hochvariante nicht. Slowakisch und Slowenisch sind zwei Beispiele. Beide Sprachen gelten als Volkssprachen und wurden daher oft mit der ethnischen Abstammung der Sprechenden in Verbindung gebracht.

Ein sozialer Aufstieg bedeutete im 18. Jahrhundert für tschechisch oder slowenisch sprachige Menschen auch automatisch einen Sprachwechsel. Eine Sprache hatte eine Elitelfunktion. Um Karriere zu machen, musste Deutsch gesprochen und Bildung erlangt werden. Doch nach 1800 kam ein neues Verständnis von Gleichheit auf, das jene bisherige an die Sprache gekoppelte „Ordnung“ infrage stellte. Wenn alle Menschen frei sind, wieso soll dann auf

Sprache

die eigene Sprache und Identität verzichtet werden, um einen Aufstieg zu erzielen? Die Gleichberechtigung der Sprachen.

Ein weiterer Aspekt der Verwicklung von Sprache und Nationsbildung war die Annahme der ständischen Opposition seit dem 18. Jahrhundert, dass Sprache auch Teil einer besonderen Landestraktion sei. So konnte die Sprache eine besondere Stellung in einem Land gegenüber dem Zentralismus in den zusammengesetzten Monarchien, die aus mehreren Ländern bestanden, einnehmen. Sprache wurde zu einem historischen, territorialen und sogar juristischen Symbol und damit sogar aufgewertet, obwohl die Mitglieder der ständischen Gemeinde sie nicht beherrschten. Im Böhmen des späten 18. Jahrhunderts etwa wird so als Gegenpol zum Zentralismus des absolutistischen Wiener Hofes Tschechisch („Böhmisch“) aufgewertet. Die deutschsprachigen Aristokraten verwendeten Tschechisch, um den Eigencharakter Böhmens zu zeigen und sich abzuheben. Ähnlich besann sich der ungarische Adel auf Magyarisch und Latein als Teile der eigenen ungarischen Tradition.

Auch im heutigen Südtirol lässt sich Vergleichbares beobachten, nicht nur in Bezug auf die Sprache: Seit den 1920er Jahren leben in der Region Trentino immer mehr Italiener und Italienerinnen, die neuerdings auch die Südtiroler Volkspartei wählen, weil sie sich zunehmend für die Südtiroler Autonomie interessieren. Denn diese bringt durchaus Vorteile. Das bedeutet, es gibt eine Fähigkeit die ethnischen Merkmale dieses Landes für sich nutzen, um die eigene Regionalität samt Sprache zu symbolisieren.

Ein weiteres Beispiel wäre, dass sich viele Polinnen und Polen im Norden ihres Landes mit der Kaschubei als Region, in der sie leben, identifizieren. Obwohl sie die Sprache meist nicht sprechen. Die Motive werden mannigfaltig sein. Deutlich wird dies bei lokalen Abstimmungen, wenn etwa zweisprachige Ortsschilder eingeführt werden sollten: Da stimmten viele den bilingualen Ortsbezeichnungen zu. Und mittlerweile auch zweisprachigen Straßennamen.

Bedeutet eine Sprache gleich eine Nationalität? Bezogen auf Ostmitteleuropa könnte die Antwort zusammengefasst so lauten: Früher eher nicht, später immer mehr und heute wird das wieder zunehmend eine Frage. Der Zusammenhang zwischen Ethnizität und Sprache war nicht immer so eindeutig, wie es sich die Nationalisten im 19. Jahrhundert vorgestellt haben. Jedenfalls sind Nationalität und Sprache eng miteinander verknüpft.



Miloš Řezník ist seit 2014 Direktor des Deutschen Historischen Instituts Warschau. Er studierte Geschichte und promovierte in Prag, arbeitete unter anderem im Außenministerium der Tschechischen Republik und war wissenschaftlicher Mitarbeiter an verschiedenen Universitäten, darunter auch am Geisteswissenschaftlichen Zentrum Geschichte und Kultur Ostmitteleuropas (GWZO) der Universität Leipzig. Er habilitierte in Geschichte und erhielt 2009 eine Professur für Europäische Regionalgeschichte an der Technischen Universität Chemnitz. Sein Forschungsschwerpunkt ist die Geschichte Ostmitteleuropas insbesondere Polen, Litauen, Böhmen, Belarus und die Habsburgermonarchie.



Bilderfahrzeuge. Aby Warburg's Legacy and the Future of Iconology

↑ Dem Board of Directors des Forschungsverbunds gehörten an: Andreas Beyer (Universität Basel), Horst Bredekamp (Humboldt-Universität zu Berlin), Uwe Fleckner (Universität Hamburg/Warburg Haus) und Gerhard Wolf (Kunsthistorisches Institut Florenz), sowie die Direktoren des Warburg Institute (in zeitlicher Folge): Peter Mack, David Freedberg und Bill Sherman. Das Projekt wurde von der Geschäftsstelle der MWS verwaltet.

Seit 2013 widmete sich der Forschungsverbund der Migration von Bildern, Objekten, Waren und Texten, kurz gesagt der Wanderung von Ideen in einem breiten historischen und geografischen Kontext. Nun endet die zehnjährige Projektförderung durch das BMBF.

Am Beginn stand die Absicht, das Warburg Institute in seinem Fortbestand zu unterstützen. Das heutige Forschungsinstitut der Universität London ging aus der Kulturwissenschaftlichen Bibliothek Warburg hervor, die 1933 vor dem Zugriff der Nazis nach England emigrierte. Es sollte aufgelöst und der einzigartige Buchbestand in die British Library integriert werden. Mit der Ansiedlung des Forschungsverbundes am Institut gelang es, Warburgs Metapher weiterzudenken und in die aktuellen Forschungsdiskurse einzubringen. Insgesamt wurden 29 internationale Postdocs aus China ebenso wie aus Mexiko und Indien, aus den USA, Frankreich, Italien sowie Deutschland und Großbritannien gefördert. Eine weit größere Zahl an Forschenden war direkt oder indirekt über Veranstaltungen, Ausstellungen und Publikationen eingebunden. Es wurden Fragen der Bildmigration von der Vor- und Frühgeschichte bis heute und vom präkolumbianischen Mesoamerika bis nach China bearbeitet. Insgesamt fanden rund 50 Lectures, 20 Konferenzen und Workshops statt, eine Vielzahl davon in Kooperationen vor Ort, online, oder mit den anderen Standorten des Verbunds. Das internationale Gespräch in den Kunst- und Kulturwissenschaften, das sich um Fragen der „Globalisierung“, der Wechselwirkung der Kulturen, der Folgen des Kolonialismus, aber auch um Fragen von Identität und kultureller Autonomie dreht, wurde entschieden befördert und kritisch begleitet. Auch der Nachlass von Aby Warburg wurde weiter erschlossen. Warburgs Wortschöpfung „Bilderfahrzeug“ wird heute weltweit als Chiffre für all jene Bereiche verstanden, die sich mit der Frage von grenzüberschreitendem „Bilderverkehr“ befassen. Das Warburg Institute selbst kann sich künftig noch wirkungsvoller auf ihn und seine Schule berufen und hat seine Position als Zentrum einer transkulturellen Bildwissenschaft gefestigt. Noch während der Projektlaufzeit beschloss die Universität London, das Warburg Institute und seine Bibliothek im angestammten Gebäude am Woburn Square zu belassen und mit einer Renovierung und einem Anbau auch architektonisch für zukünftige Generationen attraktiv zu machen.

EIN AUSFÜHRLICHES INTERVIEW MIT ANDREAS BEYER, SPRECHER UND MITGLIED DES BOARD OF DIRECTORS DES FORSCHUNGSVERBUNDES, FINDEN SIE HIER: GAB.HYPOTHESES.ORG/12996

„Coping with international conflict and restrictions of academic freedom“

Panel-Diskussion auf der MWS-Konferenz „Transnational Research in a Multipolar World“ in Tokyo.

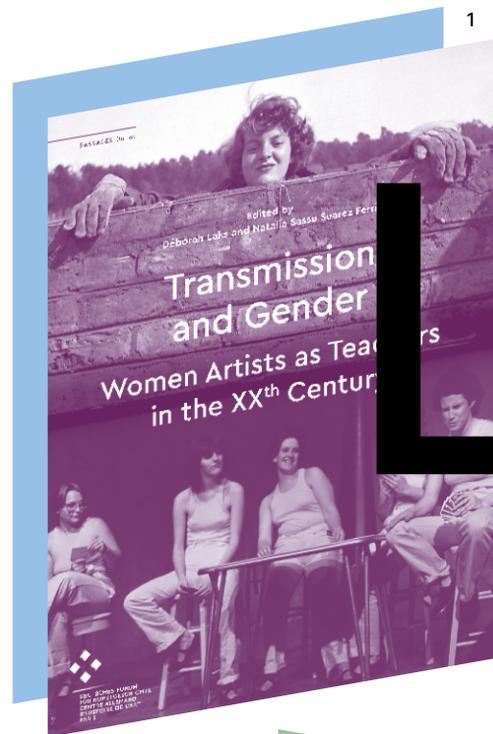


↑ Panelists Shigeto Sonoda, Ute Frevert, Miloš Řezník, Verena Blechinger-Talcott und Osamu Kobayashi (v.l.n.r.)

Wie behindern internationale Konflikte, autoritäre Regime und Populismus die Wissenschaftsfreiheit? Und wie kann die Wissenschaft auf diese Herausforderungen reagieren? Vier Panelists und fast hundert Gäste diskutierten zur Eröffnung der MWS-Konferenz in Tokyo am 8. Mai 2023 über das komplexe Verhältnis zwischen Wissenschaftsfreiheit und Politik mit einem besonderen Fokus auf Regionalwissenschaften. Standen zu Beginn vor allem Russland und China im Fokus, wurde im Laufe des Austausches schnell klar: die akademische Freiheit ist in Ländern mit autoritären Regimen zwar stärker gefährdet als anderswo, es gibt Einschränkungen aber auch in liberalen Demokratien, wie den USA, Japan und Deutschland. Wichtig sei es daher, so ein Fazit, unterschiedliche Perspektiven bei der Bewertung der jeweiligen Lage zu berücksichtigen und zwischen institutionellen und persönlichen Ebenen der Kooperation zu unterscheiden.

Ausgehend von der These, dass „es keine empirische Evidenz gebe für die Annahme, dass freie akademische Forschung in restriktiven Regimen generell nicht möglich sei“ (Miloš Řezník, DHI Warschau), stellten Osamu Kobayashi (Japan Science and Technology Agency), Verena Blechinger-Talcott (FU Berlin), Shigeto Sonoda (Universität Tokyo) und Ute Frevert (Max Weber Stiftung), Überlegungen vor, wie ein Balanceakt zwischen Kooperation und Prinzipientreue gelingen könne. Osamu Kobayashi betonte, dass sich Fragen zur Umsetzung einer verantwortungsvollen Internationalisierung durch Forschungskooperationen prinzipiell auch bei „gleichgesinnten Partnern“ stellen. Verena Blechinger-Talcott verwies darauf, dass nicht nur autoritäre Regime, sondern auch der Populismus in Demokratien die akademische Freiheit bedrohten. Sie stellte Programme („Scholars at Risk Network“, „Academics in Exile“) vor, die gefährdete Forschende unterstützen. Shigeto Sonoda erklärte, dass institutionelle Partner auch in autoritären Regimen oft diverser und flexibler agieren könnten, als es zentrale politische Vorgaben erscheinen ließen. Auch Ute Frevert betonte, dass es wichtig sei, „Brücken zu bauen“, um sowohl akademische Kooperationen als auch Kanäle des Dialogs aufrechtzuerhalten. Insgesamt müsse man bisweilen auch einen „Drahtseilakt“ wagen, kreativ bleiben und Auslandsinstitute, wie die der MWS, als „safe spaces“ wertschätzen.

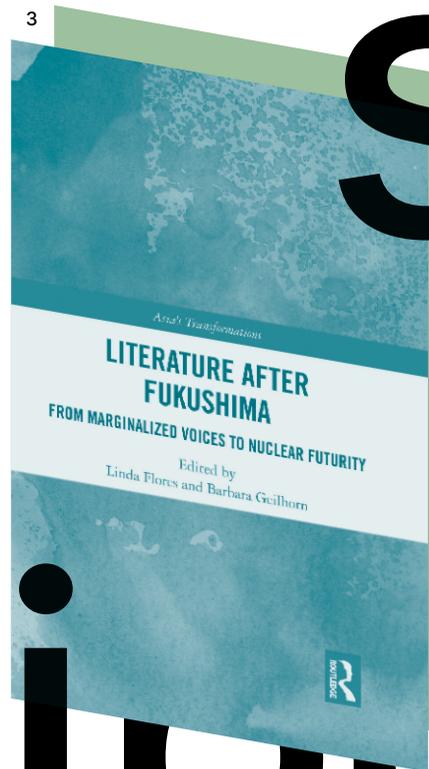
WEITERE INFORMATIONEN ZUR KONFERENZ
FINDEN SIE AUF: [DIJ.TOKYO/MWS](https://di1.tokyo/mws) UND EINEN
AUSFÜHRLICHEN KONFERENZBERICHT AUF:
[GAB.HYPOTHESES.ORG/13186](https://gab.hypotheses.org/13186)



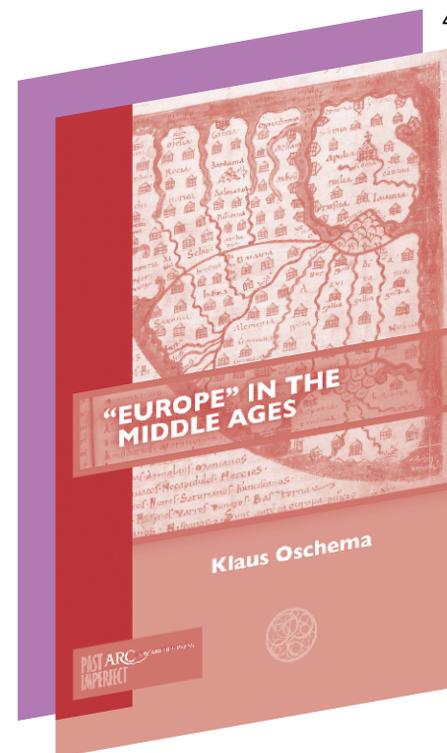
1



2



3



4

Le se tipp

1 — DEBORAH LAKS UND NATALIA SASSU SUAREZ FERRI (HRSG.) · TRANSMISSION AND GENDER. WOMEN ARTISTS AS TEACHERS IN THE XXTH CENTURY · 134 SEITEN · PARIS / HEIDELBERG · 2023

Während der Anteil von Frauen im Bereich des Kunstunterrichts langsam, aber stetig zunimmt, liegen die Besonderheiten weiblicher Werdegänge und ihre Auswirkungen auf die Kunstvermittlung und das künstlerische Schaffen an der Schnittstelle mehrerer Bereiche und werfen eine Vielzahl von Fragen auf: Wie sieht die Karriere einer Frau aus, und wie werden die Institutionen durch die Arbeit von Frauen verändert? Wie werden die Hierarchien neu gestaltet, wie wandelt sich das Bezugsfeld der Studierenden, was ermöglichen die neu entwickelten Methoden? Die in dieser Publikation versammelten Aufsätze beleuchten individuelle Werdegänge und zeichnen die Debatten nach, die an den Kunsthochschulen stattfinden, sowie die Entwicklungen, die der Unterricht von Künstlerinnen aufdeckt, vorbereitet oder im Bereich zeitgenössischen künstlerischen Schaffens vollbringt.

2 — LARS DÖPKING · FISKALISCHE HERRSCHAFT. STEUERN, STAAT UND POLITIK IN ITALIEN SEIT 1945 · 521 SEITEN · HAMBURGER EDITON · HAMBURG · 2023

Der italienische Steuerstaat stieg nach 1945 zur modernen Schicksalsmacht auf: Heute zahlt daher die italienische Bevölkerung mehr Steuern als jemals zuvor in ihrer Geschichte. Im Zuge dessen wurden aber für manche Gruppen, etwa Lohnabhängige, die Rückzugsräume vor fiskalischer Herrschaft immer kleiner, während andere Akteure, wie multinationale Konzerne oder Selbstständige, ihre

Steuerlast auf ein Minimum reduzierten. Das trieb eine politische und soziale Konfliktodynamik an, die bis heute die Halbinsel prägt. Dieses Buch erzählt die Geschichte der Expansion fiskalischer Herrschaft in Italien. Es zeigt, welche brisanten Prozesse Steuerstaaten ausmachen und analysiert, wie der Aufbau von Verwaltungskapazitäten, die Bekämpfung von Steuerhinterziehung, transnationale Verstrickungen und politische Konflikte ineinandergriffen und so letztlich zu einer Vervielfachung des Steueraufkommens führten.

3 — LINDA FLORES, BARBARA GEILHORN (HRSG.) · LITERATURE AFTER FUKUSHIMA. FROM MARGINALIZED VOICES TO NUCLEAR FUTURITY · 220 SEITEN · ROUTLEDGE · OXFORDSHIRE / NEW YORK · 2023

„Literature after Fukushima“ untersucht, wie ästhetische Darstellungen zu einem kritischen Verständnis der Dreifachkatastrophe vom 11. März 2011 beitragen – dem Tag des großen Erdbebens in Ostjapan, des Tsunamis und der mehrfachen Kernschmelze im Kernkraftwerk Fukushima Daiichi. Das Buch untersucht anhand von Schlüsselwerken der wachsenden Literatur zum 11.3., wie die Katastrophe den Diskurs in verschiedenen Bereichen wie Traumastudien, Ökokritik, regionale Identität, Lebensmittelsicherheit, Zivilgesellschaft uvm. geprägt hat. In den einzelnen Kapiteln werden Aspekte dieser Perspektivverschiebungen diskutiert und die Neugestaltung der japanischen Identität nach der Dreifachkatastrophe nachgezeichnet. Es ist das erste englischsprachige Buch, das ein so breites Spektrum repräsentativer Literatur und die gesellschaftlichen Auswirkungen eingehend analysiert. Somit trägt es zu einem

umfassenderen Verständnis des Klimas in der japanischen Gesellschaft nach der Katastrophe bei und eröffnet durch die literarische Analyse neue Perspektiven.

4 — KLAUS OSHEMA · „EUROPE“ IN THE MIDDLE AGES · 128 SEITEN · ARC HUMANITIES PRESS · LEEDS · 2023

Ab dem 19. Jahrhundert beschrieben Historiker das Mittelalter als „Wiege“ des Nationalstaates, nach dem Zweiten Weltkrieg zunehmend als „Wiege“ Europas. Ein Blick in die mittelalterlichen Quellen zeigt, dass beide Interpretationen irreführend sind. Gerade „Europa“ war als Begriff zwar durchaus präsent, doch entspricht seine Verwendung nicht dem heutigen Gebrauch. Dieser Band stellt dem „Europa des Mittelalters“ moderner Historikerinnen und Historiker eine neue Analyse mittelalterlicher Quellen und Diskurse gegenüber. Die Ergebnisse machen deutlich, dass sich die damaligen Vorstellungen nicht mit modernen Erwartungen decken, aber durchaus eigenständige Ideen mit dem Europa-Begriff verbunden. Sie laden uns damit ein, über den Gebrauch und die Grenzen historischer Bezüge in zeitgenössischen Diskursen nachzudenken.



Wissenschaftler*innen der Max Weber Stiftung forschen weltweit. Hier erzählen sie von ihren persönlichen Lieblingsorten. Nino Vallen, ehemaliger Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Pazifik-Büro des Deutschen Historischen Instituts (DHI) Washington, nahm uns mit in die Lesesäle der Doe Memorial Library.

Seit Mai 2022 bin ich als Wissenschaftlicher Mitarbeiter für die Geschichte Lateinamerikas am Pacific Office des DHI Washington Gast am Campus der University of California, Berkeley. Wenn ich an meinem Forschungsprojekt über chinesische Migrant*innen in Peru und Ecuador des 19. und frühen 20. Jahrhunderts arbeite, suche ich gern die Doe Memorial Library auf. Das vom französischen Architekten Émile Bénard entworfene Gebäude ist nur einen kurzen Fußweg von meinem Büro entfernt. Die Bibliothek, die 1911 als Zentrum des komplett neu organisierten Campus im neoklassizistischen Stil fertiggebaut wurde, umfasst mehrere Bibliotheken und Lesesäle, die alle ihren eigenen Charakter und ihr eigenes Ambiente haben.

An sonnigen Frühlings- und Sommertagen ist es besonders schön, im North Reading Room zu arbeiten, dessen große Fenster eine frische Brise aus der Bucht reinlassen, was besser ist als jede Klimaanlage. Wenn es kälter ist, ziehe ich Heyns Reading Room vor: Durch seine handgeschnitzte dunkle Holzdecke und ein großes Gemälde wirkt er intimer und ich liebe es, hier durch die große Sammlung wissenschaftlicher Zeitschriften zu stöbern. Manchmal schnappe ich mir auch einen Sessel in der Morrison-Bibliothek, wo man sich wie in einer klassischen Lounge mit einer Zeitung oder einem Buch zurücklehnen kann. Ohne Laptops fällt es leicht, sich hier in eine andere Zeit zu versetzen.

Die Doe Library ermöglicht es, in die Geschichte und Gemeinschaft der Universität einzutauchen. Die neoklassizistische Architektur, die Marmorsäle und die weißen Statuen sind greifbare Erinnerungen an die Bestrebungen derer, die in dieser sich entwickelnden Region ein Lernzentrum nach europäischem Vorbild schaffen wollten. Gleichzeitig erinnern die ausgestellten Plakate an die progressiven Kämpfe, die in den 1960er und 1970er Jahren auf dem Campus ausgetragen wurden – und die weiterhin den Ruf der Einrichtung prägen. Allem voran ist die Doe Library aber eine Oase der Ruhe, wo ich ohne Ablenkung lesen, denken und schreiben kann.



Abbildungsindex

Cover	picture alliance / Bildagentur-online/Sunny Celeste	S. 24	Staatliche Gemäldegalerie Berlin/Volker-H. Schneider
S. 2	Markus Nowak	S. 28	Sébastien Borda
S. 7	Martin Jordan	S. 30	getty images/Haywood Magee
S. 9	Markus Kirchgessner	S. 33	World Digital Library
S. 12	Marcin Kluczek	S. 34	The Tower of Babel by Pieter Bruegel the Elder (1563)/ Google Art Project
S. 13	Anna Kaczmarz	S. 39	picture-alliance/akg-images
S. 14	TMG	S. 40	Alp Eren Topal
S. 15	Andreas Moerke	S. 42	Oğuz Meriç
S. 19	2017 RMN-Grand Palais (musée du Louvre) / Tony Querrec	S. 44	rbbm/Leuphana
S. 20	Staatliche Gemäldegalerie Berlin/Sebastian Schmidt	S. 46	Markus Nowak
S. 21	picture alliance/Reuters/Thomas Peter	S. 48	Markus Nowak
S. 23	Staatliche Gemäldegalerie Berlin/Volker-H. Schneider		

Impressum

Herausgeber
Max Weber Stiftung –
Deutsche Geisteswissenschaftliche
Institute im Ausland
Rheinallee 6
53173 Bonn
Tel.: +49 (0)228 377 86-0
info@maxweberstiftung.de
www.maxweberstiftung.de

Präsidentin
Prof. Dr. Dr. h. c. Ute Frevert

Geschäftsführer
Dr. Harald Rosenbach

Redaktion
Dr. Tina Rudersdorf
Carla Schmidt (Chefredakteurin und C. v. D.)
Unter redaktioneller Mitarbeit
der Kolleg*innen aus den Instituten

Layout und Satz
Novamondo GmbH
www.novamondo.de

Druck
inpuncto:asmuth druck + medien GmbH
www.inpuncto-asmuth.de

Auflage
2.300

Ausgabe
November 2023

ISSN (Print): 2364-7647
ISSN (online): 2364-7655

Das Magazin „Weltweit vor Ort“ wird klimaneutral
durch Kompensation der CO₂-Emissionen und auf 100 %
recyceltem Papier gedruckt.



Das Copyright der abgebildeten Fotos liegt bei der Max
Weber Stiftung und ihren Instituten, Ausnahmen sind
separat gekennzeichnet.

Das Magazin „Weltweit vor Ort“ erscheint zweimal jährlich
und kann über die Redaktion kostenlos abonniert werden.
Nachdruck mit Quellenangabe gestattet. Beleg erbeten.

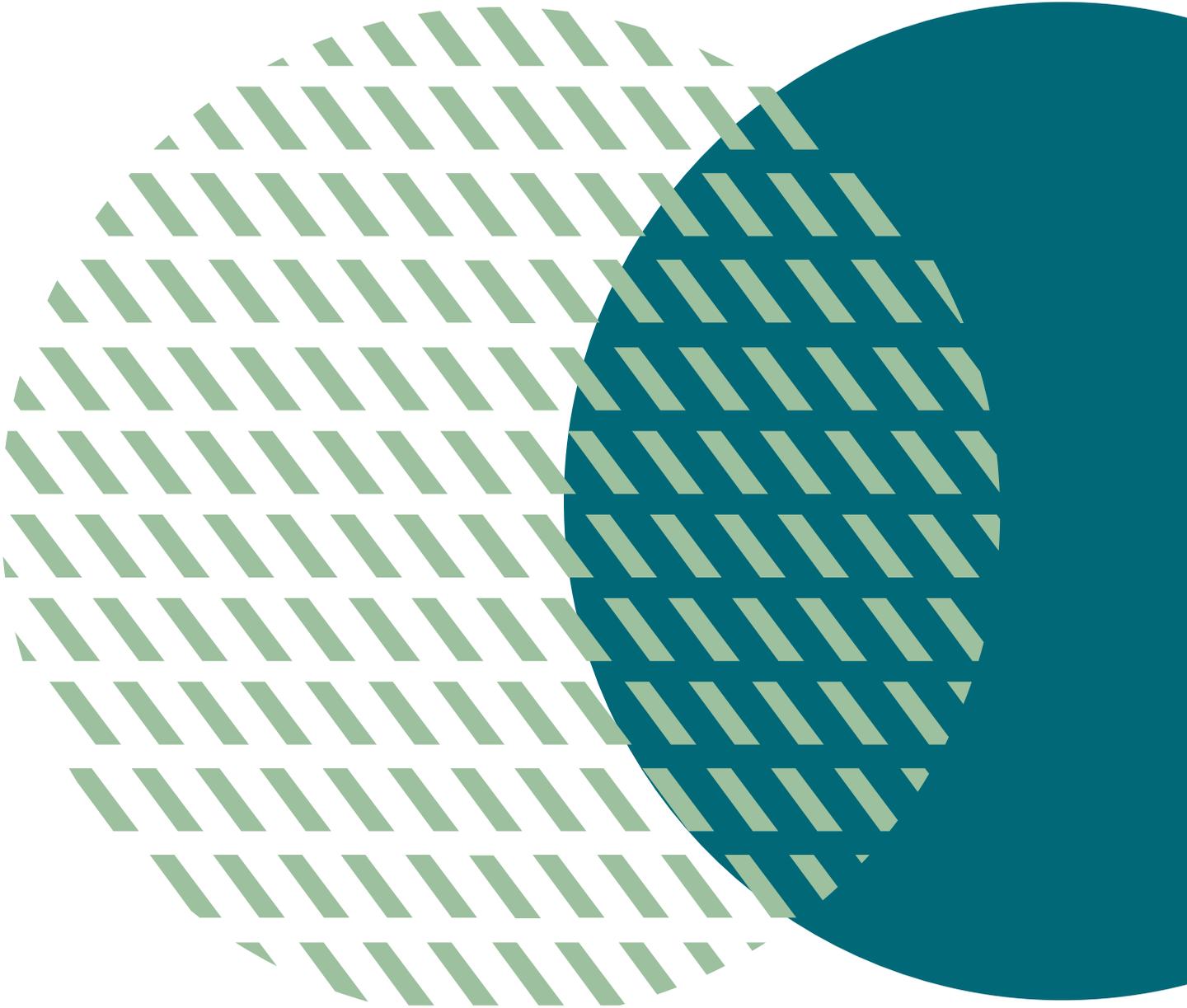
GEFÖRDERT VOM



Immer und überall informiert sein.

Jetzt zum Newsletter der
Max Weber Stiftung anmelden:
www.maxweberstiftung.de/newsletter

Deutsche
Geisteswissenschaftliche
Institute im Ausland



www.maxweberstiftung.de